Springer

Berlin wird Weltstadt.

Von

Robert Springer.

Vor dem Nachdruck einzelner Abschnitte wird gewarnt.

Berlin wird Weltstadt.

Ernste und heitere Culturbilder

von

Robert Springer.

Zweite unveränderte Auflage.

Berlin.
Verlag der Hausfreund-Expedition.
(E. Graetz.)

Inhalt.

Das Leihamt.

Ihr himmlischen Mächte! schenkt mir ein gutes Gewissen, einen gesunden Magen und vor Allem eine gefüllte Börse! — Ein böses Gewissen ist quälender als Zahnschmerz, ein kranker Magen verwandelt das rosige Licht des Daseins in dunkle Nacht, — eine leere Börse aber zieht ein böses Gewissen, einen schwachen Magen und noch viele andere Uebel nach sich. Denn nie sah ich einen armen Mann dreist und behaglich in die Welt schauen, oder hörte ihn sich seiner guten Verdauung rühmen.

„Zeit ist Geld!" — sagt der Amerikaner, der im Stande ist, jede Spanne seines irdischen speculirenden Daseins in Dollars zu verwandeln; aber für uns arme Europäer in der Mitte der civilisirten Barbarei, die wir unter dem Scepter der Konkurrenz beben, welche in vollgestopften Städten ihren wurmstichigen Thron aufgeschlagen hat, — für uns hat die Zeit gerade eine entgegengesetzte Bedeutung. Wer bei uns viel Zeit hat, dem fehlt es in der Regel an Geld.

Der Verkehr hat ein Mittel erfunden, dem Mangel an Geld abzuhelfen. „Geld ist nur Chimäre!“ das soll heißen: das Geld sei ein eingebildetes Aequivalent für die wirklichen Lebensgüter. Besitzt Ihr daher noch wirkliche Güter, Effekten, Möbel, Kleider und Juwelen, so könnt Ihr sie gegen baares Geld verpfänden.

In verschiedenen Stadttheilen Berlins sieht man noch jetzt hier und da an einem Hause ein weißes Schild, auf welches mit schwarzen Buchstaben „Pfandleihe“ geschrieben steht; daneben sieht man jüdische Firmen, vorzugsweise Komposita mit dem Namen des Wüstenkönigs, den Freiligrath so schön besungen hat. Steigen wir hinein in diese Löwenhöhle, aus welcher Alle, die hineingingen, immer unverletzt, wenn auch mit leichterem Gepäck, wieder herauskommen! Es ist in der Regel ein dunkles, unansehnliches Haus, in welchem sich die jüdische Pfandleihe befindet; — denn man stellt die Lumpen nicht hinter Spiegelscheiben aus, — man nöthigt den Armen nicht, über gebohnte Treppen verschämt zu seiner letzten Hülfsquelle zu schlüpfen; man muß ihm das Terrain heimisch machen durch Schmutz, Dunkelheit und Gebrechlichkeit. Die Treppe ist steil, unsauber und ausgetreten, der Flur winkelig und finster, so daß man nur mit Mühe das Schild lesen kann, welches die Thür des Geschäftslokals anzeigt. Wenn ihr eintretet in die Stätte, wohin die Noth ihren letzten Anker wirft, wo das Elend seine Visitenkarten in alten Lumpen niederlegt, wo die Liederlichkeit und Verschwendung durch Entsagung Buße thut, — so überfällt Euch ein unangenehmer, betäubender Geruch, der Geruch „nach armen Leuten“, und zwar in seiner ganzen Intensivität, in seiner höchsten Vollendung, zu welcher sich die Gerüche der

verschiedensten Art vereinigt haben. Es riecht zu gleicher Zeit nach frisch, aber schlecht gewaschener Leinwand, nach verrottetem Tuch, nach altem Lederzeug, nach Kupfer und Messing. Ein alter Jude mit fettglänzendem Gesicht steht hinter dem Ladentisch, schätzt die dargebrachten Effekten ab, bietet darauf, wirft sie verächtlich zurück, wenn sein Gebot nicht angenommen wird, oder räumt sie im andern Falle mit gewandter Hand bei Seite. Der Mann ist dabei so kalt, wie die Mörserkeule, die er eben in der Hand wägt, so undurchdringlich wie die Gummischuhe, die er als werthlos zurückwirft; auf seiner Stirne stehen 17 Prozent geschrieben und sein launiger Mund lächelt die Devise! „Für Mottenschaden stehe ich nicht." Hinter einem hölzernen Gitter ist der Kommis, ein lederfarbiger, schlecht rasirter Jüngling, beschäftigt, die Legitimationspapiere zu prüfen, die Pfänder zu notiren und die Pfandscheine auszuschreiben. In dem Zimmer erheben sich hohe Repositorien, auf denen in offenen Fächern sorgfältig zusammengewickelte Packete lagern; eine Thür öffnet den Blick auf ein geräumiges Nebenzimmer, welches alte Kleider, Pelze und Betten enthält. Welche Fülle des Hausgeräths für die kleinen unansehnlichen Insekten, die einzigen Bewohner dieses geräumigen Gemachs!

Diese Privat-Leihanstalten waren früher die einzigen in der Stadt; jetzt sind sie seltener geworden. Viele Löwen und Levin's haben, um nicht mit der Regierung zu konkurriren, diesen Erwerbszweig fallen lassen und ein „offenes" Geschäft etablirt; in dem Berliner Judenquartier, welches die Rosenstraße heißt, aber durchaus nicht nach Rosen riecht, sieht man die ehemaligen Koryphäen der Pfandleihen in ehrwürdigen Trödelbuden oder in den Magazinen fertiger Kleidungsstücke. Jene letzten

Stationen auf dem Wege der Verzweiflung, wo die Misere durch ein Opfer von Gold, Silber und Lumpen erweicht wird, noch auf ungewisse Zeit Pardon zu geben, — jene Rettungshäfen, in welche die verschämte Armuth unvermerkt mit eingezogenen Segeln einlief, sind seltener geworden, seitdem es in Berlin ein königliches Leihamt in drei Abtheilungen giebt. Eine königliche Anstalt nimmt jetzt die Pfänder der Armuth auf, königliche Beamte zahlen ihr das Geld aus, in königlichen Büchern werden die Glieder der großen Paupertäts-Familie einregistrirt. Ihr müßt in das große stattliche Gebäude treten, wo Niemand wohnt, und Jeder auf der Straße, der Euch sieht, weiß Euren Zweck; Ihr werdet von dem Kassirer bei Eurem Namen gerufen, — aber was schadet's? Schämt Euch nicht der Armuth; nehmt keinen Anstand, Eure Habe zu versetzen, — es hat Fürsten gegeben, die ihre Länder und ihre Unterthanen verpfändeten! Tretet dreist hinein! nur der erste Gang wird Euch so schwer, aber Ihr werdet wiederkommen, recht oft noch — und zuletzt werdet Ihr sorglos und ohne falsche Scham diesen Gang gehen.

Auf der breiten Treppe drängt es hinauf und hinunter; oben aus der Thür zur linken Hand treten die Glücklichen, die ihre Effekten einlösen, und während sie festeren Tritts hinabeilen, begegnet ihnen mancher neidische Blick, mancher verlangende Seufzer. Ein Mann wirft den Mantel, den er soeben eingelöst hat, um die Schulter, — wie einen Freund der ihm nach langer Trennung wieder begegnet, drückt er ihn an seinen Leib; nie vorher hat er sich so fest eingehüllt, nie ist ihm der Mantel so warm, so behaglich erschienen, — der liebe, heiß ersehnte Mantel! Eine blasse, hübsche Frau, in einen grauen

Mantel gekleidet, den Kopf mit einer wollenen Haube bedeckt sieht den Glücklichen mit trübem Auge an. Seufzend steigt sie die Stufen hinan und wendet sich zur rechten Hand nach dem großen Saale, der dicht von Menschen angefüllt ist. Hinter der Barre sitzen die königlichen Beamten ruhig und gemessen, wie es königlichen Beamten geziemt. Die Zettel wandern von Pult zu Pult, zu langsam für den ungeduldig Harrenden, bis endlich der Namens-Aufruf erschallt und gleich darauf der liebliche Klang der klirrenden aufgereihten Thaler, — ein süßer Klang, fast so zauberisch, wie die Stimme der Geliebten! Denn dieser Klang erweckt den Gedanken an eine reichliche Mahlzeit nach langem Hunger, an eine warme Stube, an bezahlte Rechnungen, an Vergnügen und Wohlbehagen.

Die blasse Frau nimmt, nachdem sie sich an den großen Tisch vorgedrängt hat, ihren Mantel ab und legt ihn dem Taxator vor. Dieser bietet vier Thaler; sie möchte fünf haben, aber der Unerbittliche macht Miene, sich weiter zu wenden; seufzend willigt sie ein und schiebt mit abgewandtem Gesicht die liebe Umhüllung von sich. „Ich werde meinen Mantel versetzen", hatte sie am Morgen zu ihrem Manne gesagt. „Wie kannst Du ihn entbehren", erwiderte dieser, „es ist grimmig kalt und Du hast kein warmes Kleid weiter." — „Ich kann ja doch nicht von unserm kleinen Kinde fort," — sprach sie, schmerzlich lächelnd auf die Wiege deutend, — „und bis zum Kaufmann oder Bäcker kann ich wohl ohne Mantel gehen." Er hatte nichts weiter erwidert, und als er fortgegangen, hatte sie den schlafenden Knaben verlassen, um zum Leihamte zu eilen.

Ein Mann tritt jetzt heran, öffnet ein ledernes Etui und

fordert „drei Thaler auf das Reißzeug". Es ist aber eigentlich kein Reißzeug, was der gute Stiefelputzer in der Hand hält, sondern ein chirurgisches Besteck, mit dessen Versatz ihn ein Studiosus der Medizin beauftragt hat. Der junge Doktor hat seinen Wechselbetrag schon lange verausgabt und der Speisewirth verabfolgt die Marken nur gegen baare Bezahlung. „Müller, — sprach er zu seinem Faktotum — nehmen Sie meine Matrikel und tragen Sie dieses famose Besteck nach dem Leihamte, und wenn Sie mir drei Rad dafür bringen, sollen Sie mit zehn Silbermorgen belohnt werden.

Eine ältliche Dame in seidenem Mantel und Hut nähert sich; sie wagt es nicht, dreist aufzublicken, und fragt die nebenstehende, ärmlich gekleidete Frau mit freundlichem Lächeln, mit zitternder Stimme: wohin sie sich wenden müsse. Es ist das erste Mal, daß sie diesen Ort besucht; das konnte man an dem schwankenden Schritte merken, mit dem sie in das stattliche Haus in der Jägerstraße eintrat; man merkte es an den verhaltenen Thränen, die ihr Auge befeuchten, während sie die schweren silbernen Eßlöffel hervorzieht. Sie gehört den feineren Ständen an und lebt in guten Verhältnissen; aber der mißrathene Bruder hat ihr aus der Fremde geschrieben, daß er in Noth sei, und ohne Wissen ihres Mannes hat sie das überflüssige Silbergeräth eingesteckt und unter einem Vorwande das Haus verlassen.

Dort reicht ein blasser junger Mann dem Taxator eine silberne Dose. Er trennt sich schwer von ihr, denn, wie die Inschrift auf der vergoldeten Innenseite bekundet, ist sie ein Geschenk zum Andenken an dankbare Schüler, eine Reliquie aus jener guten Zeit, wo er jünger und kräftiger war und noch

allein stand. Aber jetzt leidet er am Halse und hat die Privatstunden aufgeben müssen; er ist verheirathet und Vater von drei Kindern; die Schulden fangen an, drückend zu werden. Die silberne Dose eröffnet den Reigen für viele andere Gegenstände, die keineswegs mehr zum Luxus gehören.

„O lassen Sie mich zuerst vor!" — fleht eine ärmlich gekleidete Frau, deren abgezehrtes Gesicht durch einen großen blauen Fleck neben dem Auge entstellt wird. Sie hält auf einem Arm ein elendes Kind, das sich kraftlos gegen ihre Schulter lehnt, während die freie Hand ein dürftiges Kattunkleid entfaltet. Sie zittert vor Hast, Angst und Ungeduld, denn der rohe Mann wartet zu Hause auf ihre Rückkehr und auf den Branntwein, den sie mitbringen soll, wenn sie nicht, wie gestern, mit Prügeln empfangen werden will.

Jetzt tritt ein junges Mädchen mit einem schweren Korbe an den Tisch, packt Wäsche, Frauen- und Mannskleider aus, und man bewilligt ihr 20 Thaler. Zwanzig Thaler, ein ganzes Kapital, Du glückliches Mädchen! Ja, glücklich muß sie sein, denn sie ist eine Braut und wird übermorgen verheirathet. Mit dem kleinen Kapital soll die Hochzeit bestritten, die bescheidene Wirthschaft eingerichtet werden. Es sind ihre überflüssigen Kleider und die des Geliebten, welche sie verpfändete; aber, wenn auch der Bräutigam jetzt keine Arbeit hat, so kann er doch bald welche finden; man kann nicht wissen, wie noch Alles kommen kann.

Ein junger Mann wickelt aus einem weißen Tuche einen fast neuen Frack mit blanken bronzenen Knöpfen. Er wirft wie zum Abschiede einen schmerzlichen Blick auf dieses werthvolle Kleid, darin er Sonntags einherstolzirte, das ihn zum

Balle geleitete und ihm so gut, so überaus gut stand. Wie blaß und lang wird aber sein Gesicht, als der Beamte ihn zurückweist! Der Frack, der weder von den französischen Schreckensmännern, noch von den Jahn'schen Teutonen abgeschafft werden konnte, dieses unvergängliche Symbol der courfähigen Eleganz und der heitern Mode, das Attribut der jugendlichen Lust wie der männlichen Amtswürde, — der Frack wird auf dem Leihamte verschmäht und zurückgewiesen, geringer geschätzt als eine flanellene Unterjacke!

Eine jugendliche Frau zieht aus ihrer Kleidertasche eine Tuchnadel mit rothen Steinen und einen silbernen Theelöffel. Sie hatte lange in ihrem Zimmer umhergeschaut; die Schränke und Kasten waren leer, nur Pfandscheine, viele Pfandscheine lagen in dem obersten Schubkasten ihrer Kommode. Blaß und händeringend sann sie eine Zeit lang nach, bis ihr Auge freudig aufflammte, — sie hatte sich der Tuchnadel und des Löffels erinnert. Mit 20 Silbergroschen kann man bis morgen auskommen, und dann kann irgend ein Glück eintreffen: eine Unterstützung oder ein Darlehn, oder gar der Tod!

Ein ärmlich gekleideter Mann, dessen Stirn tief gefurcht, dessen Haar vor der Zeit gebleicht ist, bringt seine silberne Uhr zum Versatz. Die Frau, die liebe Gefährtin und sanfte Dulderin, liegt auf dem Krankenlager und es fehlt an Geld zur Arznei. „Diese Arznei wird ihr gut thun!" — hatte der Arzt gesagt. Er, der Mann mit den weißen Haaren, gäbe Alles hin um diese Medizin, — seine Uhr, seinen Rock, die Hälfte seines Lebens gar!

Genug! Der Saal leert sich allmälig; draußen an der

Thür werden die Kommenden zurückgewiesen; die Dienststunden sind vorüber.

Werfen wir jetzt noch einen Blick auf unsere Freunde vom Leihamt.

Die junge Frau, die den Mantel versetzte, ist erstarrt und erkältet nach Hause gekommen. Der Mann war zurückgekehrt und hatte sich an die Wiege des schlafenden Kindes gesetzt. Mit vorwurfsvollem Blick sah er die Frau an und schlug dann das Auge nieder, wie von einem eigenen Vorwurf im innersten Herzen getroffen. „Warum hast Du es gethan?“ fragt er. Und sie antwortet ihm wieder, indem sie ihn mit den Armen umschlingt und küßt: „Ich kann ja doch nicht von unserm Kinde fort!“

Die Frau mit dem zerbläuten Auge hat die Gier des Trunkenboldes gestillt und dennoch Prügel bekommen.

Die ältliche Dame hat dem Bruder die Unterstützung geschickt und weint und grämt sich heimlich, wie sie ihre silbernen Löffel wieder einlösen soll.

Der blasse Lehrer hat seinen Pfandschein verkauft; er verzichtet auf die Dose und auf jedes Andenken, wie auf jede Hoffnung.

Das junge Mädchen ist verheirathet, und die Noth ist bald nach der Hochzeit bei ihr eingezogen, und die ehelichen Liebkosungen haben gegenseitigen Vorwürfen, endlich den Schimpfworten weichen müssen.

Der ältliche Mann mit dem frühe ergrauten Scheitel fand, als er mit der Arznei zurückkehrte, die geliebte Frau gestorben. Er sitzt mit dem trockenen Auge am Bette und sinnt und denkt nach. Woran denkt er? An das königliche Leihamt und was

er morgen zum Versatz geben müsse, um die Beerdigungskosten bestreiten zu können.

Ihr himmlischen Mächte, schenkt mir ein gutes Gewissen, einen gesunden Magen und vor Allem eine gefüllte Börse! Erhaltet mir den lieben Düffel-Paletot und meine schmucklose Cylinder-Uhr! Und wenn ich je nach dem königlichen Leihamt gehe, so sei es nur, um meine Feuilleton-Studien zu machen.

Sommerwohnungen.

„Solch ein Nordländer bringt es doch nie weiter, als
seinen Bären auf den Hinterbeinen tanzen zu lassen.“
Göthe.

Es ist eine lustige Welt, da im Süden, wo die Leute so recht gemüthlich faul sein können und am Meeresufer träumen und Melonen essen und Aqua fresca trinken. Und der Himmel ist so lachend und der Meeresspiegel so klar und überall strahlen bunte Blumen und Früchte und bunte Westen, bunte Röcke, bunte Schiffe. Und die Menschen liegen behaglich in der bunten Umgebung und denken weder an Fabriken noch an Gewerbescheine, weder an Niederlassungsgelder noch Aufenthaltskarten; sie denken sonderbarer Weise nicht einmal an die schöne Natur, von der sie umgeben und gesegnet sind; sie denken nicht daran, weil sie mit ihr zusammengelebt sind, wie mit dem eigensten und nothwendigsten Elemente. Das ist die beglückende Unmittelbarkeit, welche die antike Kunst und Poesie gebar, die keine moderne Sehnsucht und Liebe kannte, keine Idyllenpoesie und Landschaftsmalerei. Und in dieser Umgebung ist es, wo wir „unsern“ alten Homer recht verstehen könnten,

wäre „unser" Homer uns nicht überall widerwärtig, weil er uns an den langweiligen Schulmeister und an die Adjectiva verbalia, an die harte Schulbank und an die kausative Bedeutung der Konjugationen erinnert; unsern Homer, der zu unsrer Bildung eben so schlecht paßt, wie ein Pallium einen berliner Dandy oder ein Paletot à la Orloff einen Alcibiades kleiden würde.

Mit jener Unmittelbarkeit des Naturlebens in geradem Gegensatz steht die „Niedertracht nordischer Umgebung", die sich nach der Natur sehnt, ohne sie zu kennen und zu würdigen, die bei ihrer Lieblichkeit sentimental wird und vor ihrer Größe in Schrecken geräth. Diese Niedertracht zeigt sich nirgends deutlicher als in der Villeggiatura der Berliner, der norddeutschen Großstädter par excellence.

Wenn die Mailüfterl wehn und die Schwalben heimwärts ziehen, die Maurer und Zimmerer wieder ihr frühes Tagewerk beginnen, die Mädchen Kuhblumen und die Knaben Maikäfer suchen: dann lagert sich eine graue, trübe Wolke über Berlin, dann prallt der Reflex heißer Sonnenstrahlen von den blendenden Häusermauern, — dann sehnt sich der Berliner hinaus nach grünen Bäumen und Mückenstichen, nach etwas frischer Luft und Düngergeruch, dann beginnt die Villeggiatura der Berliner. Die Reichen begeben sich auf die Badereisen, die Beamten ohne Urlaub besuchen Soltmann's Brunnengarten, der Arbeiterstand ergötzt sich in einem Biergarten an baierschem Bier und Trompetenmusik, der wohlhabendere Mittelstand bezieht die S o m m e r w o h n u n g e n. Dort will man sich an den Segnungen des Himmels erlaben und die skrophulösen Kinder kuriren: sich von den Sorgen des Lebens befreien und

dicke Milch essen. Die wenigsten Männer können sich ganz diesen Genüssen überlassen, aber „sie sind es ihrer Familie schuldig", wie sie sagen. Deshalb fügt der Mann zu den Beschwerden des Geschäfts noch die täglichen Mühen einer zweifachen Fußreise und die Entbehrung eines rechtzeitigen Mittagsmahl; oder er versetzt sich wieder zurück in sein holdes Junggesellenleben, abonnirt in der Restauration und bescheidet sich, nur des Sonntags den pater familias zu spielen.— Um diese Zeit gehören die Sommerwohnungen zu der kleinen Misere des Lebens für alle Diejenigen, die in der Stadt bleiben müssen. Will man eine Anweisung einkassiren, so ist der Bezogene nach der Sommerwohnung gezogen; hat man mit dem Redakteur eines Blattes zu sprechen oder von einem Verleger Honorar zu fordern, so sind Beide in der Sommerwohnung. In der Sommerwohnung ist der Freund, der sich vor einem Jahre ein Buch von uns geliehen hat, dessen wir jetzt nothwendig bedürfen; in der Sommerwohnung haust unsere alte Tante, der wir den Hof machen müssen, um in ihrem Testamente bedacht zu werden. Alles was uns lieb, nützlich und nothwendig ist, sitzt in der Sommerwohnung. Es wäre nichts Unerhörtes, wenn die Akademie-Uhr unter den Linden, die alle berliner Taschen-Uhren tyrannisirt, plötzlich von ihrem Standorte verschwunden und nach der Sommerwohnung gezogen wäre; oder wenn der Berliner eines Morgens seinen Kaffee ohne Zeitung erhielte und erführe, die Vossische wohne jetzt auf dem Lande.

Diese Sommerwohnungen der Berliner sind nun keinesweges idyllische Aufenthaltsorte. Um sie gefällig zu verzieren, zur Fröhlichkeit und Lust auszuschmücken, dazu fehlt dem Ber-

liner eben jener behagliche Natur- und Kunstsinn, der dem Südländer eigen ist und durch den die Römer sogar Gewölbe zu Lauben und Zimmer zu Gärten verwandeln. Nur selten finden wir ein Haus, das vom Straßenverkehr entfernt liegt, von einfacher architektonischer Masse, leicht geziert und in Uebereinstimmung mit freundlich ländlicher Umgebung; Sommerwohnungen, wie man sie in der Umgegend Hamburgs antrifft, wo man den Engländern nachahmt, die vor allen Nordländern ethisches Genie besitzen, weil sie das meiste Geld haben.

Eine berliner Sommerwohnung muß vor allen Dingen dem Staube zugänglich sein, denn Staub ist des Berliners Element. Ueber Staub klagt er und nach Staub sehnt er sich. Wenn der Himmel leicht bewölkt, die Luft lau und der Boden dünn besprengt ist, so sind alle öffentlichen Vergnügungsörter verlassen; die Berliner sitzen dann in den Häusern und fürchten sich vor dem Regen. Weht aber ein trockner Wind, der den Staub aufwirbelt, dann ziehen sie schaarenweise seelenvergnügt hinaus wie unerschrockene Karavanenreisende, und, wie die Kameele, beladen mit Tüchern, Strickbeuteln, Eßkörben, Kindern und anderm Vergnügungszubehör.

Eine Sommerwohnung liegt möglichst nahe an der Straße, wo für hinreichenden Staub gesorgt ist. Denn es ist viel Staub nöthig, die Bäume wie Perrücken zu bepudern, die Blumenbeete mit Mehlweiß zu überziehen, die Luft zu erfüllen und jedem Athemzug der ganzen Familie seinen Antheil Erdreich zukommen zu lassen: und dies Alles gehört zu einer rechtschaffenen Sommerwohnung. Sieht dies auch einem Ungemach ähnlich, so hat man dafür die Annehmlichkeit, des Sonntags die Schaaren der Spaziergänger und die vorüberfahrenden

Karossen zu betrachten; man kann sich beim Kaffeetrinken auf dem hölzernen Balkon zeigen oder beim Abendessen durch das Geräusch der Teller den Neid hungriger Schlucker wecken. Nachmittags galoppirt der Dragoner-Lieutenant vorüber und wirft einen feurigen Blick auf Tinchen, die unter ihrem breitkrämpigen Schweizerhut so niedlich aussieht wie ein Blattläuschen unter einem Kohlblatt; oder der blonde Referendar geht vorbei und lorgnettirt nach Clara, welche mit ihrem großen Helgoländer die Kirschbäume vor den Sperlingen schützt. Jeden Nachmittag kommt eine andere Freundin aus der Stadt zum Kaffee; Abends bringt Papa, nebst einem paar Comtoirbüchern zu seiner ländlichen Erholung, noch einen jungen Mann zur Erheiterung der Töchter mit. Dieser junge Mann ist sehr liebenswürdig und singt so schön! „Reiche Beute mir winkt, wenn der Blitz durch die Nacht zuckend sinkt." Sonntags fehlt es nie an Familienbesuch, an angenehmen Männern mit ihren noch angenehmeren Frauen und den reizenden Knaben, welche die Einfassungen der Gartenbeete niedertreten und die Trinkgläser zerbrechen. Jede Familie bringt noch wenigstens einen jungen Mann zur Einführung mit sich, einen Kandidaten der Theologie oder einen Auskultator, nette bescheidene Leute und sehr starke Esser.

Dies sind die Freuden, welche die berliner Sommerwohnungen bieten, sie mögen nun an der staubigen Hofjäger-Allee oder an der potsdamer Straße, an der staubigen tempelhofer Chaussee oder schönhauser Allee, in Schöneberg, Pankow oder Charlottenburg liegen. Wählt sich ein Geschäftsmann einen ferneren und ländlicheren Aufenthalt und besucht seine Familie nur wöchentlich einmal, so steht ihm zwar stets die Ueber-

raschung bevor, seinen Freund dort anzutreffen, den seine Frau wegen seiner langen Nase so häßlich findet, dagegen muß er aber als erste Erholung seine Knaben durchprügeln, die ihm die Gemalin mit dem wöchentlichen Sündenregister zur Abrechnung überliefert; muß sich erzählen lassen, daß die Köchin niederträchtig und die Nachbarin unverträglich ist. Haben wir diese häusliche Medizin, wie zur ländlichen Kur gehörig, niedergeschluckt, so erfreut uns der Besuch einer Familie, die wir in der Stadt kaum gekannt haben, welche sich aber hier in freundschaftlichster Zuneigung an unser Haus anschließt. Sie essen, sie trinken bei uns, erklären dann, daß es mit der Zeit doch langweilig auf dem Lande sein müsse, und versprechen beim Abschiede recht bald wiederzukommen und recht viele gute Freunde mitzubringen. — Dann empfiehlt sich auch der Hausfreund, welcher der Frau Gemalin so verhaßt ist und der immer vor uns in der Sommerwohnung ankommt; wir begeben uns zur Ruhe, um in ländlicher Stille einmal, wie Wallenstein wollte, „einen langen Schlaf zu thun." Aber gefehlt! — Lange vor Tagesanbruch erweckt uns ein hoffnungsvoller Hahn, dem erst der Kamm gewachsen und der noch im ersten Jugendfeuer sein „Kickeri" ruft. Kaum sind wir wieder eingeschlafen, so meldet sich ein vorlauter Kuhjunge auf der Schalmei; dann kommen die ebenso vorlauten Spatzen, die auf der Linde vor dem Fenster ihren Hexensabbath feiern; und mit Sonnenaufgang erhebt sich des Nachbars Kettenhund, Freund und Feind und Alles anbellend, was den Hof passirt. Vergebens suchen wir noch einmal den Schlaf; eine Schaar lästiger Fliegen umspielt mit dem ersten Sonnenstrahl unsere Nase, die, wenngleich nicht

so lang wie die unseres Hausfreundes, ihnen dennoch begehrenswürdig erscheinen mag.

So sehen wir denn ein, daß uns zu einer Villeggiatur, wie in der Campagna felice, eben sowohl der Sinn wie die Natur und die Verhältnisse fehlen, und wir eilen zurück zu unserer Stadt, eingedenk der Mahnung Cicero's: Urbem cola, in ista luce vive!

R. Springer, Berlin.

Landpartieen.

Ihr müsset einmal eure Badeörter vergessen, wo ihr Vormittags schlafet, badet, nach dem Frühstück im Park promenirt, dann prächtig speiset und dabei hinter der Rheinweinflasche dem Brunnenarzte ein Schnippchen schlaget, und Nachmittags eine Vergnügungsfahrt nach dem Schloßberge oder Mariaschein, oder sonst wohin machet. Ihr müsset auch eure Sommertouren vergessen, nach den Rebenhügeln des Rheins, nach den Burgen Thüringens, nach den Bauden Schlesiens, nach der österreichischen Kaiserstadt oder nach einem Wellenbade der Nord- oder Ostsee. Das Alles müsset ihr vergessen, und dazu Liebesabenteuer und Naturgenuß, Seufzeralleen und Spielbänke, Trüffelpasteten und bals champêtres; das Alles vergesset, wenn ihr eine Berliner Landpartie verstehen wollet. — Dazu müsset ihr euch einen Subalternbeamten denken, der das ganze Jahr nichts Grünes sieht, außer dem Kopfsalat, wenn derselbe eine billige Mahlzeit gewährt, dem grünen Tuch auf seinem Schreibpulte und dem grünlichen leberkranken Teint seines Präsidenten; einen Handwerker, der die Sonne nur täglich einige Stunden an seinen Zimmerwänden schimmern sieht; ein

Mädchen in blühender Jugend, aber von bleichem Gesicht, das tausend liebliche Blumen und Blätter für den Tapisserieladen emporsprießen läßt und dabei die ungestillte Sehnsucht nach Wiesenblumen und Wiesenduft empfindet; einen schlanken Kaufmannsdiener, der täglich den schillernden Satin, den luftigen Krepp, den durchsichtigen Mousselin durch die Hand und über die Elle gleiten läßt, und diese Stoffe, ach, so gern flattern sähe, wenn der Sommerwind mit ihnen spielt und der Sonnenstrahl über sie hinirrt: daran müsset ihr denken und werdet es dann begreiflich finden, wie endlich einmal der Subalternbeamte oder der Handwerker ausruft: „Zum Teufel mit dem grünen Tisch! zum Teufel mit Hammer, Säge und Bohrer! morgen wollen wir eine Landpartie machen!“ und wie bei diesen Worten die am Kochofen und in der Kinderstube gealterte Hausfrau freundlicher blickt, und wie Marie die vorgebeugte Brust vom Stickrahmen aufrichtet und neu belebt aufseufzet, und wie sie am Abend ihrem Bräutigam, dem Handlungsdiener frohlockend entgegenruft: „Morgen machen wir eine Landpartie!“

Eine Landpartie! — damit verknüpft sich der Gedanke an eine vergnügliche Fahrt auf stoßendem Wagen, an gefüllte Körbe und Pfänderspiel, an eine reichliche Mahlzeit und Fanchonzeck, an Schinkenstullen und Gesang, an Frohsinn, Liebe und Heiterkeit.

Die Nacht vergeht unter süßen Träumen von Laubkränzen und Rasenbänken, oft gestört durch ungeduldiges Erwachen, sehnsüchtiges Hinblicken nach dem zögernden Morgen, erwartungsvolles Lauschen auf den Schlag der Stubenuhr. Mit Tagesanbruch geht es an das Packen und Zurüsten; Butterbrote und Semmeln werden geschmiert und mit Käse, Wurst und kaltem

Braten belegt, die Flaschen mit einer verhältnißmäßigen Mischung von Feinem und Doppeltem gefüllt; — endlich werden die Taschen und Kober hervorgesucht, denen man an Bauch und Näthen ansieht, daß sie nur selten gebraucht, aber dann auch übermäßig angestrengt werden. Während Mama den Proviant besorgt und dabei versichert, es sollte gewiß die letzte Landpartie sein, denn sie selbst hätte doch nur Mühe und Qual davon — während dieser Zeit schaut Papa, schon völlig angekleidet und behaglich sein Morgenpfeifchen rauchend, bedenklich wie ein gewiegter Astrognostiker, zum bewölkten Himmel empor; während dieser Zeit hat Marie den jüngeren Nachwuchs gesäubert und gekleidet, und begiebt sich nun an die eigene Toilette, — und wie schön steht ihr das weiße Kleid mit dem blauen Bande, und das durchbrochene Strohhütchen auf dem schwarzen glänzenden Scheitel! — während dieser Zeit langen auch die Gäste an, die noch am vergangenen Abend durch einen zweibeinigen, von Freude elektrisirten Telegraphen zusammenberufen worden. Da kommt zuerst der lange Registrator, ein zweiter „Mittler" aller bürgerlichen Wahlverwandtschaften, ein Mann, der sehr häßlich, aber ausnehmend freundlich ist, an dem man nie einen verdrießlichen Zug oder unreine Wäsche bemerkte; der um Entschuldigung bittet, wenn man ihn auf die Zehen tritt; der den Damen leidenschaftlich willig das Strickgarn beim Abwickeln hält; der immer einen Scherz oder ein Geschichtchen in Bereitschaft hat und beim Pfänderspiel unübertrefflich ist, obgleich er nicht darauf besteht, geküßt zu werden; ein Mann, der nach dem so und so vielsten Gebote „Alles zum Besten kehret." Dann kommen noch Pienchen, Tienchen und Trienchen, Mariens Freundinnen, voll

Heiterkeit und Leben; dann kommt Mariens Bräutigam in ganz neuem Frack und in einer Piquetweste mit versilberten Knöpfen; er bringt drei Freunde mit, die das Haar sehr sauber bis in den Nacken gescheitelt haben, weil sie Pienchen, Tienchen und Trienchen den Hof machen wollen; dann kommt der Schablonenmacher, das Universalgenie, den Mittler, ohne es zu gestehen, nicht leiden kann, weil er immer Hahn im Korbe sein will und mehr spricht als er selber. Dann kommen noch einige Freunde vom Papa, zum Theil mit ihren Frauen und Kindern, Alle schwer bepackt und von Hunden begleitet, die sich unterwegs, durch die lieblichen Düfte der Bratenstullen gelockt, freiwillig zu ihnen gesellet haben. Zuletzt kommt auch der junge Mann, der so gern singt und von dem man behauptet, er sei etwas „übergeschnappt," obgleich sich dies nur von seiner Stimme sagen läßt. Kurz, die Stube ist voll der Gäste und man erwartet scherzend, lachend und unruhig bewegt den Kutscher. Hier und da äußert sich die Besorgniß wegen ungünstigen Wetters, verstummt aber sogleich, da Herr Mittler erklärt, das Wetter würde himmlisch schön, er verstände sich darauf und würde schon Alles zum Besten kehren.

Endlich kommt der Wagen, ein recht mächtiger Wagen mit fünf Sitzbänken und dem nöthigen Zwischenraum für die überzähligen Passagiere. Der Kutscher hat ein vergnügtes und geröthetes Antlitz, das ganz für Landpartien geschaffen scheint und in der grünen Natur sich wie eine überreife, in geistige Gährung übergehende Frucht ausnimmt. Auch die Pferde sehen heute fröhlicher aus als gestern, wo sie den Torfwagen ziehen mußten; sie stampfen sogar unruhig den Boden und machen feurige Bewegungen, als wären sie eigentlich für die

Rennbahn bestimmt. — Ehe es aber zum Aufsteigen kommt, hat die Mama noch ihren Aerger mit den Kindern, die sich bereits an den Wagenrädern beschmutzt haben, und sie erklärt nochmals, es solle dies gewiß die letzte Landpartie sein.

Endlich setzt sich die Partie in Bewegung, ganz Heiterkeit und Frohsinn. Es könnte zwar Niemand sagen, wo die Heiterkeit, wo der Frohsinn eigentlich ihren Sitz haben: ob in der zusammengedrückten Gesellschaft, oder in den keuchenden Pferden, in der baumelnden Theerbutte unter dem Wagen, oder in dem Kutscher, der seine vier Nachbarn auf der vorderen Bank etwas schief ansieht, — genug, Heiterkeit und Frohsinn sind einmal da und lassen sich nicht wegleugnen.

Hinaus fährt der Wagen aus der dumpfigen Stadt, hinaus über lachende Wiesen und durch blühende Alleen. Liebliche Natur, was ist eine grüne Pultdecke gegen deine prangende Aue? was sind alle Blumen der Stickereien gegen deine würzige Flora von Feldnelken, Ackerhornkraut und Geranium? was ist selbst die Stimme des „übergeschnappten" jungen Mannes gegen den Gesang der Lerchen und Goldammern? und wie viele Tage voll gedrückter Arbeit und Stubenluft wiegt eine Berliner Landpartie auf?

In dem ländlichen Lustorte angekommen, hat die Gesellschaft schnell den „Milchmann" aufgefunden, der den bekannten Familien und Kunden willig sein Haus, seinen Herd und Garten zum Picknick einräumt. Man setzt sich zum Frühstück, wobei Herr Mittler wiederholt bemerkt, die Landluft „zehre", während er alle Uebrigen und die Landluft selber darin übertrifft. Der Schablonenmacher hat eine besondere Sorte von Liqueur mitgebracht, den er den Damen als magenstärkend anpreist und

den diese auch mit liebenswürdiger Ueberwindung kosten, während Herr Mittler ihnen bedeutungsvoll zublinzelt, als warne er sie, von dem Gift zu trinken. — Die Zeit zwischen dem Frühstück und Mittagessen füllt man durch gemüthliche Unterhaltungen aus, durch Zeck, Plumpsack und Bäumchenverwechseln. Der armen Marie wird beim Fanchonzeck das Kleid zerrissen, und Piencheu, Tienchen und Trienchen geben dies dem Umstande schuld, daß sie, als ihnen die Schweine begegneten, nicht seitwärts geblickt habe. Zur Abwechslung producirt Herr Mittler, der sich gern mit seiner Stärke brüstet, einige Kraftstücke zwischen zwei Stuhllehnen; beim „Anmunden" fallen die Haare, welche er über den Scheitel gekämmt trägt, in den Nacken zurück und die jungen Mädchen erblicken kichernd einen glänzenden Fleck, der sich zwischen den Stühlen hin- und herbewegt, wie der Mond zwischen dem auf- und niedersteigenden Knoten. Der Schablonenmacher, der seinem Nebenbuhler nicht an Bravour nachstehen will, macht sich anheischig, den Thierbändiger zu spielen und den Hofhund durch die magische Kraft seines Auges in die Hütte zu scheuchen. Der Hofhund ist aber leider für magnetische Einflüsse nicht disponirt, sondern fährt wüthend anf den Thierbändiger los, der wie ein schwacher Sterblicher erbleicht und das Weite sucht. Unterdessen sind die jungen Leute paarweise in das Gehölz gegangen, um Kränze und Laubbogen zum Guirlandenspiel zu winden; manch süßes Wörtchen wird dabei geflüstert, mancher Scherz laut geäußert. Herr Mittler fordert den übergeschnappten Jüngling auf, zu singen, weil es an dieser Stelle im Walde gerade so schön wiederhalle. Der junge Mann singt wirklich, und man hört die verscheuchten Vögel durch das Laub flattern, aber nicht das Echo, dem es

wahrscheinlich nicht gelingt, die falschen Cadenzen nachzuahmen, die sich vorzugsweise zwischen der übermäßigen Terz und der verminderten Quinte bewegen. Herr Mittler krönt den jungen Arion im Namen der Gesellschaft mit einem Kranze aus Lindenlaub.

Das Mittagmahl, wobei die Landluft und Herr Mittler wieder ihre Schuldigkeit thun, wird nur durch einen vorübergehenden Unfall gestört, indem eine dicke Dame aus der Gesellschaft eine magere Kuh, die über den Hof läuft, für einen wüthenden Bullen hält, ein Angstgeschrei ausstößt und ihre Nachbarin mit Bratenbrühe begießt. Eine andere Dame wechselt mit ihr ab und spricht alle Augenblicke die Besorgniß aus, daß ein toller Hund kommen könnte.

Noch heiterer als das Mittagmahl vergeht der ländliche Kaffee, der bei allen Landpartien die Hauptrolle spielt. Eine bürgerliche Familienkanne ist nur eine Miniaturausgabe gegen die Urnen, die von den Hausfrauen besonders für diese Vergnügungen aufbewahrt werden. — Dann beginnen wieder fröhliche Spiele, bis der Abend dunkelt und der Kutscher etwas unangenehm wird. Die älteren Herren erinnern nun an das Abendessen; die Körbe und Taschen werden ihrer Reste entledigt und man sieht sich sogar noch genöthigt, die Vorräthe des Wirths in Anspruch zu nehmen.

Auf der Heimfahrt wetteifern die Stimmen der Damen im Gesange, um die verminderten Quinten des überspannten Arion zu überstimmen. Herrliche Lieder ertönen, wie: „Du, du, liegst mir im Herzen," oder: „Er saß auf grüner Haide." — Die Sonne hüllt sich in ihren rosigen Nachtschleier; der Abendwind wehet kühlend durch die Blütenkronen der Fruchtbäume; die

Wege sind mit heimkehrenden Spaziergängern bedeckt, mit kosenden Pärchen, mit geputzten Frauen, welche Kinder auf dem Arme tragen und vom grünen Jungfernkranze singen, mit Familienvätern, welche Kinderwagen ziehen; der Wind treibt mit unzähligen Fettpapieren und Butterbrot-Düten, duftigen Liebesbriefen, die sich die entgegengesetzten Himmelsgegenden zusenden. — An all' dem Sonntagsleben rollt die Landpartie vorüber und Herr Mittler weiß auf jeden Berliner Witz, der ihnen zugerufen wird, mit einem Berliner Witz zu antworten. Bei der Trennung vor der Hausthür versichert Jeder, sich köstlich vergnügt zu haben und wandelt, mit etwas Hüftweh und Zehenschmerz in Folge des Fanchonzecks, seelenvergnügt nach Hause.

„Damit Du siehst, wie leicht sich's leben läßt:
Dem Volke hier wird jeder Tag ein Fest."

Dieser klassische Spruch bewährt sich wenigstens an dem Tage einer Berliner Landpartie.

Berliner Schriftsteller.

Berlin ist die Stadt der Intelligenz, Deutschlands Kopf. Aber wodurch wird die Intelligenz in Berlin gebildet? Durch die Akademie der Wissenschaften, oder durch die Universität, oder durch die Gymnasien, oder durch die höheren Bürgerschulen, oder durch die Kommunalschulen?

Durch Alles dieses und noch durch vieles Andere.

Man muß von einander unterscheiden: die Intelligenz der Straßen, der Kneipen, des bürgerlichen Herdes, der Theezirkel, der Salons, der Bureaux, der Studirstuben und Katheder, die Intelligenz im Pergament und Schweinsleder, welche griechische Wurzeln frißt, Spiritus lenis trinkt, und auf antiken Versfüßen umherhinkt.

Und von diesen allen muß man wieder unterscheiden die Intelligenz des Zeitgeistes, die unsichtbar durch die Luft schwebt, wie der befruchtende Blütenstaub, der meilenweit zu der empfänglich geöffneten Blumenkrone eilt, getragen vom Winde über Land und Meer, über Ebenen und Höhen. Und was der Wind nicht mit dem Blütenstaube vermag, — sagt die Wissenschaft — das thuen die Insekten: wenn sie umherschwärmen.

um den Nektar aus den grünen Kelchen zu saugen, tragen sie zugleich an ihren Füßen und Flügeln den belebenden Staub von Blüte zu Blüte. — Was für den Blütenstaub die Insekten, das sind für die Intelligenz des Zeitgeistes die Schriftsteller und zwar die Tagesschriftsteller. Verachtet sie nicht, diese Arbeitsbienen der Intelligenz, diese Schriftsteller, welche Zeitungs-Correspondenzen, Feuilletons, Bücher für die Jugend, Romane für die schöne Welt schreiben!

Und solcher Arbeitsbienen hat Berlin viele, und hat deren schon immer gehabt.

Es giebt einen Abschnitt in der deutschen Literaturgeschichte, der überschrieben ist: „die Berliner.“ Die Zeit dieser Literatoren ist das letzte Zehnt des vorigen Jahrhunderts. Sie bildeten ein Häuflein tüchtiger Verstandesmenschen, welche ihre Federkiele an der Flamme Lessing'scher Aufklärung sengten, um die feinen Nasen der Aesthetiker zu ärgern, und alle Sentimentalen, Jesuiten, Wunderthäter, Teufelsbanner und Cagliostro's zum Lande hinauszuräuchern.

Von ihnen erhielt Berlin den Ruf einer Stadt der Intelligenz, den es bis heute bewahrt hat; von jener Zeit her schreiben sich die ungerechten Epitheta, welche man der Berliner Intelligenz noch heute giebt; dieser Intelligenz, von der man nirgends etwas wissen will, und die sich dennoch überall hin verbreitet, weil sie der Blütenstaub des Zeitgeistes ist.

Nur einige Blicke auf die Schriftsteller seit jener Zeit.

Nächtliche Dram-drinkers bei Lutter und Wegener, mit romantischem, durch die Destillirblase gegangenem Humor. Aristokratische und jüdische Aesthetiker und Philosophen, Nachtreter Mendelsohn's, die sich von weiblichen Genies den Thee präsen-

tiren lassen. Bourgeois-Kritiker und Novellenschreiber. Junge Leute, die in Compagnie einen Roman schreiben, um Jean Paul zu persifliren. — Dann Schleiermacher'sche Philosophie und Chamisso's Jünger. — Dann die Stürmer und Dränger, die nach Paris reisen und unruhige Ideen mit nach Hause bringen. — Dann die Söhne Hegel's, die ihrem Papa ungehorsam werden; Novellisten und Touristen, welche der deutschen Sprache Hegel'sche Daumschrauben anlegen; Naturphilosophen und Romantiker, um Bettina's Dreifuß geschaart.

Dann die Hegelianer, die anfangen, zu beißen; die „zersetzenden und zerfetzenden Kritiker. — Dann die satyrischen Nante und politisirenden Brennecke. — Die Kartoffel-Schriftsteller ohne Popularität, welche von Uli's gemüthlicher Bauernkleidung, nur die schweren, klotzigen Holzschuhe angelegt haben. — Dann die politischen Feuerwerker, die nach Schwefel riechen. Die reagirenden Doktrinärs, so ruhig wie die Droschkenpferde, so langathmig wie Lokomotiv-Pfeifen. — Zuletzt der schalkhafte Bummler, der Clown's Schellenkappe für den Doktorhut umgetauscht hat; dem Alles Nichts, und Nichts Alles ist; der den Unsinn in Methode kleidet und die Methode in die Zwangsjacke des Unsinns steckt, der Juniusbriefe in Makamen schreibt und Bummelwitze in Triolets, der mit allen Musen befreundet und mit allen Hunden gehetzt ist; ein Aristokrat, der Kümmel trinkt; ein Proletarier, der griechisch versteht; ein Spartakus mit Schulze's baumwollenem Regenschirm; ein Weißbier-Philister mit der phrygischen Mütze; ein Demokrit mit Zwickauer's Rosengassen-Dialekt.

In England lebt ein Schriftsteller, der für sein neuestes Werk 20,000 Pfund Sterling Honorar erhalten hat. In

Paris giebt es Schriftsteller, welche ihr Talent in Tilbury spazieren fahren und mit Champagner tränken; und wenn dieses Talent Abends nach Hause kommt und sich hinsetzt und schreibt, verdient es in drei Stunden drei goldene Zwanzigfranken-Stücke.

Was verdient der Berliner Schriftsteller?

Es gab eine Zeit, wo ein deutscher Autor für ein Epos in acht Gesängen vom Verleger sechs preußische Thaler und einen blauen Tuchrock erhielt. Wie zahlen die Verleger heute? Schämen wir uns nicht dieser materiellen, trivialen Frage? Money is power.

Fragt den Major von Zobelpritsch, was ein Schriftsteller sei, und er wird euch antworten: „Ein Schriftsteller ist ein schäbiger Kerl, der schlechtes Zeug schreibt, in einer Dachstube wohnt, Brodrinden ißt und schief getretene Stiefel trägt."

Aber der Major von Zobelpritsch hat Unrecht, weil er nur zum Theil Recht hat. Es leben sehr verschiedene Schriftsteller, die sehr verschieden schreiben, sehr verschieden essen und sehr verschiedene Stiefel tragen. Es kommt darauf an, wie sie Schriftsteller geworden, was sie als Schriftsteller und was sie als Geschäftsmenschen sind.

Es giebt weniger Leute als man glaubt, die nicht irgend einmal im Leben versucht hätten, zu schauspielern oder zu schriftstellern. Jene dummen „Eingesandt's" in den verschiedenen Zeitungen entspringen fast alle aus der Manie, zu schriftstellern.

Auf den Schulbänken sitzen Jungen, die während der Rechnenstunden Verse machen: das sind die Schriftsteller der Zukunft. In Mittelstädten arbeiten Auskultatoren, welche die

reisende Schauspielergesellschaft im Wochenblatt kritisiren; auf den Universitäten leben Studenten die keine Kollegia hören, sondern Byron's Gedichte lesen, die durch das Examen gefallen, weil sie den Sophokles über George Sand vergessen haben: diese Alle sind die Schriftsteller der Zukunft.

Vieles vergeht freilich schon im Kraute. Die poetischen Neigungen des Auskultators ersterben, sobald er erst Referendarius oder Assessor geworden ist; mancher Student wendet sich emsig dem Brotstudium zu, wenn er eine ernstliche Liebschaft hat. — Die Besten größtentheils verlassen Apollo, um unter Vulcan zu schmieden. Und von jenen Talenten oder Genies, die zum Schriftsteller-Beruf bestimmt, aber zum Schriftsteller-Handwerk genöthigt sind, sterben noch Viele an der literarischen Tretmühle, während die Schwachköpfe sich heranarbeiten zu Werkführern oder Fabrikmeistern. Manche bleiben ganz frei von der literarischen Schanzarbeit, weil sie zwar nur mittelmäßige Schriftsteller, aber dafür gute Geschäftsmänner sind, die es verstehen, ihre Waare hinter Spiegelscheiben zu legen und mit Gasflammen zu beleuchten. Sei ein Genie und kein Geschäftsmann und Du wirst verhungern!

Ein Columbus ohne Schiffe, ein Literator ohne Verleger sind Lumpe.

Wie fangen die Schriftsteller an?

In der guten alten Zeit schaarten sich die jungen Leute zusammen und bildeten einen Leipziger oder Göttinger Bund oder einen Kreis in Halberstadt, Leipzig, Dresden und Gotha, und schrieben sich Episteln, worin sie sich selber ruhmgekrönt und unsterblich nannten. Oder sie schickten ihre Manuscripte an den alten Gleim oder den alten Ramler, und diese alten

Knaben hatten dann nichts Eiligeres zu thun, als der Welt neuerstandene Genies anzukündigen. Oder die Anfänger bliesen die Posaune zum Lobe Bodmer's oder Gottsched's und wurden dafür von Bodmer oder Gottsched für große Männer erklärt.

Jetzt giebt es zwar auch noch literarische Glanzsterne, die ihre Trabanten haben; Herzöge, welche sich Schildträger halten — aber sie sind selten. Noch seltener sind die literarischen Kreise und Bündnisse. Die Literatoren sind jetzt neidischer, bissiger, ungeselliger, als in der alten guten Zeit. Man muß es anders anfangen. Vor Allem laß Dich nicht abschrecken. Columbus! Suche Schiffe zu bekommen! Zeige Dich als Geschäftsmann!

Wenn ihr den Schriftsteller nicht nur nach seinen Werken, sondern auch nach seiner Stellung beurtheilen wollt, müßt ihr ihn seinem Verleger gegenüber erblicken.

Begegnen sich Beide auf der Straße und der Literator zieht seinen Hut, während Jener bedeckt bleibt, so ist er ein Schriftsteller, der höchstens fünf Thaler für einen Druckbogen erhält. — Tritt der Literator in das Geschäftszimmer und muß hinter dem Ladentisch stehen bleiben, so ist er ein armer Schlucker. — Macht ihm der Verleger ein langes Gesicht, so kommt er, um sich rückständiges Honorar zu fordern. — Empfängt ihn der Buchhändler ehrerbietig, oder freundschaftlich, oder brüderlich, so hat er schon 200 Thaler Vorschuß erhalten und ist ein guter Geschäftsschriftsteller. Denn die guten Geschäftsschriftsteller werden nicht nur anständig honorirt, sondern stehen wenigstens mit 100 Thalern im Vorschuß.

Nun schauen wir die Berliner Herren einmal flüchtig an, diese literarischen Genies, Tagelöhner, Schubkärrner, Busch-

klepper, Dandys, Straßenkehrer, Götter, Helden, Don Quixote, Lords, Mob, Bummler, außerordentliche Professoren und ganz gewöhnliche Doctoren für 30 bis 70 Thaler! Sehen wir sie an mit ihren zerrissenen Stiefeln oder lackirten Schuhen, Düffel-Paletots oder schäbigen Flausröcken, seidenen Westen oder wollenen Shawls, Gibus oder Tuchmützen; rothwangig und blühend, oder bleich und abgezehrt; am Arme eine elegante Dame, oder ein blasses Weib mit hart gearbeiteten Händen!

Jener kleine Mann mit klaffenden Stiefeln und klaffendem Magen schreibt Polterabendscherze.

Dort jener magere jüdische Mann, der bei Spargnapani so geschäftig liest, wie heißt er? — Wir wissen seinen Namen nicht, denn er schreibt anonyme Correspondenzen unter dem Symbole eines Sternes, oder eines Quadrats, oder eines Fragezeichens. Er verzichtet auf die Chimäre des Ruhmes. Wir wissen nur, daß er schon lange so liest und so schreibt, und daß er mager und blaß und seit einigen Jahren sehr gealtert ist.

Der klebrige Mensch, welcher dort in die Bierstube geht, macht Gedichte und Novellen für Unterhaltungsblätter, welche nur durch Colportage vertrieben werden. Er bekommt wenig Honorar und trinkt viel Alkohol; er erntet wenig Ruhm und ist sehr bescheiden. Den Philistern in der Kneipe macht er das offene Geständniß, daß er zwar ein Literat sei, daß es aber viel gelehrtere und geistreichere Literaten, als er ist, gebe.

Dort geht Berlins Eugen Sue. Seine Werke? Ihr habt sie nicht gelesen und wir auch nicht, aber wir kennen sie dennoch, wie man ein unbekanntes Schreckniß oder Unglück ahnt. Seine Phantasie gebiert Räuber und Mörder, mit

denen verglichen Schinderhannes nur ein gutmüthiger, unschuldiger Laufbursche ist. Er erwartet sehnlichst, daß die Chemie ein neues Gift, das non plus ultra der Gifte entdecke, denn die Blausäure tödtet für seine Novellen zu langsam und zu sanft. Seine Manuscripte flößen ihm selber ein solches Entsetzen ein, daß er sich nicht getrauet, im Finstern an seinem Arbeitstisch vorüberzugehen.

Da kommt ein alter literarischer Karrenschieber. Seht die grauen Stellen im blonden Haar und die Furchen auf der hohen Stirn! Als er Poesie und Jugend und Frische hatte, konnte er es zu nichts bringen. Dann starb die Poesie an Altersschwäche, Frische und Jugend wurden vom Sorgenfraß zernagt, das Selbstvertrauen kroch vor einer hämischen Kritik zurück, wie eine Schnecke, deren Fühlhörner unsanft berührt worden, oder wie eine Mimose, oder wie sonst etwas sehr Zartes, was aber Alles nicht halb so zart ist wie der Ehrgeiz eines bescheidenen Menschen.

Dort geht ein Anderer, der sich auch sehr verändert, sehr zu seinem Vortheil verändert hat. Er verstand den Zeitgeist und erhielt eine fixe Anstellung als fixer Literat. Ora pro nobis! — Jener Herr dort ist der große Tourist, der aus jedem Kriegslager korrespondirt und überall im Auslande anzutreffen ist, wo etwas los ist. Er ist immer zur Abreise gerüstet, denn er betrachtet den Krieg als seine Domaine, und aus der Aufschrift an seinem Koffer kann man am besten ersehen, wo die Völker nächstens auf einander schlagen werden. Seine Berühmtheit verdankt er ebenso sehr seinem abenteuerlichen Muthe wie seiner Feder, denn er hat schon Luftfahrten und See-

gefechte mitgemacht und wird nächstens an einer Löwenjagd Theil nehmen.

Dort geht ja auch unser lieber Demokrat, der keine Novelle schreibt, worin nicht Grafen und Barone die Hauptrolle spielen, der keinen Reisebrief veröffentlicht, worin nicht wenigstens zehn Liebesabenteuer, die er mit jungen Gräfinnen bestanden, in glühenden Farben geschildert werden. Das Merkwürdige an diesem Schriftsteller sind seine kolossalen Lügen und das Merkwürdigere, daß er selber an seine Lügen glaubt.

Jener bärtige Mann ist einer unserer talentvollsten Novellisten und Feuilletonisten und arbeitet in allen Fächern der Belletristik, wenngleich seine Muse, mit Camellien im Haar und mit stolzen Augenbrauen, zuweilen aussieht, als ob sie aus Thrazien komme.

Der alte Herr dort, der eifrig und emphathisch spricht, beschäftigt sich seit langen Jahren mit der internationalen Literatur und hat sich doch dabei die naiven Anschauungen des alten Gleim bewahrt.

Da geht ja auch mein kleiner dicker Freund, der mich unter die Fittiche seines Journals nahm, als ich in meiner Jugend mit einer Novelle debütirte. Deshalb habe ich ihn immer so geliebt, wie eine süße Jugenderinnerung. Er war früher ultraliberal und schrieb zuletzt für eine conservative Zeitung. Er ist nicht verheirathet, ernährt aber seine alten Eltern. Ich möchte ihn anrufen, aber Thränen ersticken meine Stimme.

Und dort — dort fahren sie den alten Seeroman-Schriftsteller hinaus auf die öden Sanddünen. Eigentlich gebührte ihm ein nasses Grab, wenn nicht auf hohem Meere, so doch wenigstens im Müggel- oder Plötzensee. Denn er hatte immer

am Seemannsbrauch festgehalten. Er ging so breitspurig wie ein Schiffscapitän, und so breitspurig schrieb er auch zuweilen. Im Ganzen aber hatte, was er schrieb, Hand und Fuß, und wir können ihn mit Fug und Recht unsern deutschen Marryat nennen. Er hat uns zuerst in der Phantasie zu einem maritimen Volke herangebildet und die Wasserratten bei Stralau und Schildhorn verdanken ihm ihre ganze seemännische Terminologie. Und dort —

Schon genug, schon genug! — zu wenig Platz und schon zu viele Literaten, und doch haben wir die Besten nicht einmal vorgeführt! —

Die möblirten Stuben.

Unzähilge Menschen werden von Preußens Hauptstadt gelockt und gefesselt, entweder um, wie das Kaninchen, verschlungen zu werden von der Riesenschlange des großstädtischen Lebens, oder wie die Insekten an der Lichtflamme der Berliner Intelligenz ihre Flügel zu verbrennen, oder sich, wie der Tannhäuser in dem Venusberge, von der Lust des märkischen Babylon mit unlöslichen Schlingen umgarnen zu lassen, oder um als glückliche Ritter die verzauberte Prinzessin des irdischen Glücks zu lösen. Wie das Blut nach der Herzkammer, so wallen die Säfte der Provinz nach der märkischen Hauptstadt, um sich an der Luft ihrer Straßen zu oxidiren. Die Jugend will hier reifen, die Schönheit bezaubern, die Eitelkeit erobern, der Ehrgeiz einen Namen gewinnen, die Wißbegierde weise, die Spekulation reich, der Hunger satt werden. Und wo bleiben alle diese Streulinge, Glücksritter, Wettläufer, Spekulanten, Kandidaten des Ruhms und des Freitisches? Ueberall finden wir sie mit den alten Grundstoffen der Hauptstadt verquickt: — in den Schulen und Akademien, in den Werkstätten

und Verkaufsläden, in den herrschaftlichen Küchen und Ställen, in den Arbeitshäusern und Gefängnissen. Die Aermsten unter denjenigen, die sich unabhängig von einem herrschaftlichen Dienste halten, finden ihr nächtliches Unterkommen in den engen Schlafstellen, wo sie des Abends spät in kalter Kammer ihr Haupt auf ein unsauberes Kissen niederlegen, um mit Tagesanbruch zu angestrengter Arbeit wieder aufzustehen; die Wohlhabenderen und Glücklicheren aber bewohnen „möblirte Zimmer.“

„Eine möblirte Stube zu vermiethen“ — diese Anzeige, auf einen viereckigen Zettel gedruckt und auf Pappe geklebt, sieht man tausendfältig an den Hausthüren und unter den Fenstern aller Stockwerke. Das „Zimmervermiethen“ bildet in Berlin einen eigenen Erwerbszweig, der dem Unternehmer die Miethe seiner eigenen Wohnung, oft noch einen Nebengewinn abwirft, zuweilen ihm sogar den ganzen Unterhalt sichert. Die verschiedensten Species des Mittelstandes widmen sich diesem Erwerb: verwittwete Geheimräthinnen, subalterne Beamte, sparsame Rentiers, Handwerker jeder Art und unter diesen vor allen die Schneider. Der Miether findet je nach seinen Ansprüchen und Mitteln die mannigfaltigsten Wohnungen zu seiner Auswahl, — elegante Stuben mit Trümeaus und Divans, mit Polsterstühlen und Schreibbüreaus, mit Polysandertischen und Goldrahmen; ärmliche Zimmer mit lahmen Stühlen und gichtkranken Tischen, mit schwindsüchtigen Polstern und verstopften Oefen, mit zerfetzten Gardinen und zerbrochenen Fensterscheiben.

Die Miether einer möblirten Stube bilden die goldene Jugend Berlins; sie haben keine Bürgerrechte, weil sie keinen Hausstand haben, aber sie sind frei von Sorgen des Familien-

lebens, unabhängig von Miethskontracten und Taxen; sie entrichten ihre Abgaben nur ihrer Wirthin, die für ihren „Hauspump" einen mäßigen Rabatt berechnet. Der Hauspump ist die herrlichste Erfindung der Berliner Humanität. Kommet mittellos nach Berlin, eure Wirthin giebt euch auf einen Monat Kredit! bis dahin könnt ihr die Wünschelruthe zum irdischen Glück gefunden, angesehene Beschützer gewonnen, einträgliche Stellen erobert haben. Die Wirthin bringt euch den Kaffee vor das Bett, sie besorgt die Einkäufe für euch beim Kaufmann und auf dem Markt, sie bereitet euch euren Thee zum Abend, sie pflegt euch in eurer Krankheit. Für den Chambregarnisten giebt es keinen größeren Segen, als ein gemüthliches Zimmer ohne Wanzen, eine Wirthsfamilie ohne schreiende Kinder, eine Wirthin, welche die Sorgfalt einer zweiten Mutter mit dem Eifer einer thätigen Hausfrau verbindet. — Der Mann der Wirthin ist für den Chambregarnisten eine unbekannte Größe, ein algebraisches X, das sich aber keiner Gleichung verlohnt.

Verwünscht seien die habgierigen Frauen, die euren Werth nach dem Gewicht eures Koffers abschätzen, die eure Rechnungen zu ihrem übermäßigen Profit fälschen, und die euch saure Gesichter schneiden, wenn ihr die Miethe nicht pünktlich entrichtet; — gesegnet aber seien die edlen weiblichen Gemüther, die sich mit kleinem Vortheil begnügen, die für euren kranken Magen einen marinirten Hering und für eure Seelenleiden eine theilnehmende Miene in Bereitschaft haben!

Besuchen wir die möblirten Stuben eines Hauses in der Lindenstraße; betrachten wir einige jener guten Provinzialisten in ihrer Häuslichkeit!

In jenem Dachstübchen wohnt ein häuslicher, stiller, fleißiger junger Mann. Er zog mit einer großen Kiste ein, die er selber mit einem Freunde die Treppe hinauftrug, ohne zu leiden, daß die bereitwillige Wirthin dabei behülflich wäre. Denn diese Kiste war leer, so leer wie jener Schrank dort, den er stets sorgfältig verschließt, wenn er die Wohnung verläßt. In diesem Schrank befindet sich nur eine Weste, ein Paar weiße Tricots, ein Baret, eine Degenkoppel und ein Paar gelbe Ritterstiefeln. Dieser Jüngling ist seinen Eltern entlaufen, um unter die Schauspieler zu gehen. Wie alle theatralischen Genies hat er beim Beginn seiner Laufbahn das entschiedenste Mißfallen erregt; und wahrscheinlich weil er kein Genie ist, hat er sich durch das erste Mißlingen abschrecken lassen. Der Vater hat ihn verstoßen, verleugnet — denn das thun die Väter gewöhnlich, wenn ihre Söhne sich heimlicher Weise der Bühnenkunst widmen. So kam er arm und getäuscht nach Berlin, um Schriftsteller zu werden. Er wird ein Werk schreiben, welches das Erstaunen, die Bewunderung des Publikums erregen muß! So etwas glauben viele Menschen zu können, so lange sie nämlich jung und unerfahren sind; später verliert sich dieser Wahn. Das Zimmerchen liegt nach dem Garten hinaus, die Sonne bestrahlt des Morgens die grünen Wände, die Vögel zwitschern auf dem Dache, — es ist ein recht passendes, gemüthliches Zimmer für einen Dichter. Und der junge Poet arbeitet fleißig, denn es dichtet sich leicht in der Jugend, wo das ganze Leben noch ein Gedicht ist. Die Wirthin muß viel für Brod und Butter auslegen; der junge Mann vertilgt schreckliche Quantitäten Gebäck, obgleich er regelmäßig zum Mittagstische geht. Aber der Unglückliche ist der alten Sitte

vom Provinzialtheater treu geblieben: er dinirt nur zum Schein. Wenn er die langen Straßen kreuz und quer durchwandelt hat, kehrt er zurück, verriegelt die Thür und fällt heißhungrig über das Brot her. Es wird bald besser werden; schon ist das klassische Werk vollendet, schon hat es den begeisterten Beifall des Freundes gefunden, der dem Dichter bei seinem Einzuge die schwere Kiste tragen half; schon hat der junge Mann die schreckliche Arbeit eines Autors begonnen: sein eigenes Werk zu kopiren. Noch wenige Tage und der Verleger lohnt ihm mit blinkendem Golde für seine Entbehrungen. Auch diese wenigen Tage sind vergangen, sogar schon vier Wochen darüber; aber immer ist das sauber geschriebene Manuskript zurückgekehrt, immer wieder zurückgewiesen von dem beklagenswerthen Buchhändler, der selber zu seinem Leidwesen bedauert, daß er wegen anderweitiger Unternehmungen das ausgezeichnete Werk nicht in Verlag nehmen könnte. Schließ deine Rechnung mit der Wirthin, verblendeter Jüngling, und eile in die Arme deines verzeihenden Vaters! Und der Vater sendet den Miethsbetrag für drei Monate und die Auslagen der Wirthin für Brot und Butter, wovon der hungrige Jüngling mehr verzehrt hat, als Werther's Lotte mit allen ihren Geschwistern. Leb' wohl, du grünes Zimmer mit deinem Sonnenschein und deinen Dichterträumen! Dahin braust die Lokomotive, in einem Coupé dritter Klasse sitzt der Jüngling aus der Provinz, der sein schwerstes Gepäck, das Manuskript, unter dem Arm hält. Sein Herz ist ärmer an Hoffnung und Ehrgeiz, aber sein Magen hat seit langer Zeit zum ersten Mal ein nahrhaftes Mittagsmahl genossen.

Dem jungen Dichter gegenüber auf gleichem Flur, wohnte

ein anderer Künstler, ein angehender Portraitmaler. Er war eine arme Waise, aber der Oheim, ein wackerer Grobschmied in der Provinz, hatte das Talent des Knaben erkannt und ihm zu seiner Ausbildung eine monatliche Unterstützung bewilligt. Und er hatte seine Mittel nicht verschwendet, denn an Eifer, Fleiß und Begeisterung konnte Niemand diesen künftigen Raphael übertreffen. Dieser Jüngling lebte ganz seiner Kunst, wirkte unablässig mit Oelfarben und Pinsel, und roch selbst in freier Luft wie eine frisch angestrichene Stubenthür. Sein Oheim, der Schmied, seine Verwandten, alle Familienglieder seines Wirthes haben ihm sitzen müssen. „Denn — sagte er — die Photographien und Daguerreotypien sind stümperhafte Pfuschereien, die man der Natur abtrotzt; aber über der Natur steht die Kunst mit ihrer ewigen Idealität.“ Und in der That konnte die Natur seine Ideale nimmer erreichen. Wenn die Sonne so dunkel geleuchtet hätte, wie eine Stalllaterne, so wäre doch ihre mißlungenste Spiegelung, ihre schlechteste Photographie nicht im Stande gewesen, so stark schielende Augen, solche schiefgeschlitzte Mundöffnungen, solche anrüchige und anstößige Nasen darzustellen, wie der Pinsel unsers Künstlers. Der junge Mann erhielt weder eine Preismedaille, noch ein Stipendium zu einer italienischen Reise. Als der alte Grobschmied irre an seinem Talent wurde und ihm die Unterstützung entzog, verließ er seine möblirte Stube, um eine Schlafstelle zu miethen. An einem sonnigen Frühlingstage traf ihn seine ehemalige Wirthin eifrig an der Thür eines neugebauten Hauses beschäftigt. Er war endlich über seinen Beruf ins Klare gekommen und malte jetzt Hausthüren „nach dem Leben.“

Im dritten Stockwerke, bei der verwittweten Kanzleisekretärin, logirte ein ältlicher Herr aus Pommern, der eigentlich nur nach Berlin gekommen war, um seine Angelegenheiten mit dem Minister der Finanzen zu ordnen. Er hatte ein Wasserzeichen für die Kassenanweisungen erfunden, das jeden Versuch der Verfälschung von vornherein unmöglich machte, denn es wurde auf electro-magnetischem Wege erzeugt, unnachahmlich für die geschickteste Menschenhand. Vier Monate wohnte der dicke Herr bei der arglosen Wittwe und kleidete sich gut und nährte sich besser; aber er hatte noch immer die rückständigen Rechnungen nicht bezahlt, denn noch immer hatte ihm der Finanzminister noch keinen bestimmten Bescheid gegeben. Aber bald mußte er zum Ziele kommen, denn das Wasserzeichen war vortrefflich und der Minister hatte sich mit vieler Anerkennung darüber ausgesprochen. Da der Erfinder ein liebebedürftiges Herz hatte, war er einstweilen in ein zärtliches Verhältniß zu einem jungen Mädchen getreten, welches ihm gegenüber wohnte. Sie war eine Landsmännin von ihm und so jung und frisch, wie man nur sein kann, wenn man erst vor Kurzem aus der Provinz nach Berlin gekommen ist. Die Wirthin hatte sie nur vorgeblich als ihr Dienstmädchen bei der Polizei gemeldet; sie wollte Beschäftigung im Nähen suchen und, wenn sie Fertigkeit darin erlangt, sich um eine Stelle als Kammerjungfer bewerben. Anfänglich sprach der Erfinder mit ihr nur von seinem Wasserzeichen und von seinen glänzenden Aussichten, später von Liebe und Ehe; und er gewann das unschuldige Herz der Weißnäherin. — Als aber eines Tages der ältliche Herr nicht vom Minister zurückkehrte

und die Wirthin sein Zimmer besichtigte, fand sie die Schränke leer; auf dem Tische lag ein Schreiben, welches an sie adressirt war. Der Entwichene hatte das Wasserzeichen beigelegt und versprach, die dazu gehörigen Kassenanweisungen von Paris zu schicken, sobald es ihm möglich sein würde. Die junge Näherin war noch unglücklicher als die betrogene Wirthin; sie wurde wie eine amortisirte Kassenanweisung außer Cours gesetzt und die Wirthin kündigte ihr die Wohnung.

In jener Stube —

Doch wir werden müde vom Treppensteigen; es gehören die unermüdlichen Beine eines Briefträgers dazu, alle möblirten Wohnungen nur eines Hauses in Berlin zu besuchen. Aber unser Stiefelputzer wird uns von den übrigen „Herrens" erzählen, und ein Berliner Stiefelputzer ist ebenso glaubwürdig wie ein Tartar und manche telegraphische Depesche. Ein Berliner Stiefelputzer steht im engsten psychologischen Zusammenhange mit wenigstens fünfzig möblirten Stuben; ein Berliner Stiefelputzer könnte ihre beste Charakteristik schreiben, wenn sich Feuilletons in derselben Weise glänzend ausputzen ließen, wie kalblederne Stiefel. — Der ehrenwerthe Mann berichtet uns, daß dort oben noch ein Student wohne, der seiner Wirthin viel zu verdienen giebt, obgleich er ihr Sopha mit den Sporen zerreißt, ihre Mahagoni-Möbel bei seinen Fechtübungen mit dem Rappier zerhackt und die Tische voll Spiritus gießt, wenn er seinen Kaffee auf seiner Maschine kocht. Aber auch seine Stunde hat geschlagen, denn heute Morgen langte der weißhaarige Vater aus der Provinz an und sprach die zürnenden Worte: „Du hast Dein Pfund vergraben und mein

Geld verschwendet; Du hast viele Wechsel verbraucht und wenig Kollegien gehört; komm mit mir, Du bist zum Doctor verdorben und sollst Oekonom werden!" — Und nebenan — erzählt der brave Consument der englischen Glanzwichse — wohnt der Herr Student, den sein Nachbar immer das „Kameel" nannte. Der studirt fleißig und ißt wenig, geht um zwei Uhr des Nachts zu Bette und läßt sich des Morgens um fünf Uhr von seiner Weckeruhr aus dem Schlaf schrillen. „Denn — sagt er — der Mensch braucht nicht zu schlafen, wenn nur das kleine Gehirn einige Stunden Ruhe hat." Ob der fleißige Jüngling aber außer dem kleinen Gehirn noch ein großes besitzt, wagen wir nicht zu entscheiden. — Und über ihm wohnt der Lehrer der englischen Sprache, der Perlmutterknöpfe, so groß wie der Segen des mannsfelder Bergbaues, am Paletot trägt, aber, wie die Wäscherin versichert, „sehr schlecht in seiner Garderobe bestellt ist." Des Morgens geht er zeitig aus, um frische Luft zu schöpfen und den Exekutor zu vermeiden.

Und nun wollen wir dem letzten Chambregarnisten dieses Hauses auf seinem letzten Gange folgen.

Er war ein bekannter Sonderling und ein großer, aber noch unbekannter Componist. Weil er ein guter Componist war, hatte er zwei treffliche Opern geschrieben, die er aber nicht zur Aufführung bringen konnte, und weil er ein Sonderling war, behauptete er: Mozart und Beethoven seien nicht mehr zeitgemäß. Er war ein unordentliches Genie und legte die Seife und den Kamm stets auf die Sophalehne. Aber das war seine Ordnung und er wußte sie dort ebenso gut zu

finden wie die Auflösung eines Nonenakkords. Er war arm und mußte Stunden geben und lange Märsche bei bösem Wetter machen, obgleich er brustkrank und sehr leidend war. Aber brav war er und Alle beweinen ihn, die Wirthin und die Nachbaren und die Brüder und Verwandten. Denn man trägt ihn heut zur letzten Ruhestätte — sein edles Ohr ist befreit von der widrigen Dissonanz des Lebens.

Berliner Bock-Walpurgis.

„Nach diesen trüben Tagen
Wie ist so hell das Feld!
Zerriss'ne Wolken tragen
Die Trauer aus der Welt."

So besingt der schlesische Minstrel Hoffmann von Fallersleben, der Frühlings-Vagabonde, die ewige Wahrheit des jährlich wiederkehrenden Lenzes. — Wenn es für das innere Leben des Menschen Vergängliches und nie Wiederkehrendes giebt, so ist doch die äußere Natur gleichmäßig und zuverlässig in ihrem Wechsel; sie bringt uns kein Leiden auf die Dauer; sie entzieht uns keine Freude, deren Rückkehr wir nicht mit Gewißheit erwarten könnten. Und mit dieser äußern Natur hangt unser Herz, unsere Seele zusammen, und es giebt keinen Menschen, mag er auch noch so viel gelitten und verloren haben, der nicht freudiger zum Himmel emporblickte, wenn der Lenz wiederkehrt.

Der Wind treibt die zerrißnen Wolken vor sich her, und mit ihnen entflieht unsere Trauer; die Sonne lächelt warme Hoffnungsstrahlen in unsere Seele; wie die ersten halbver-

borgenen Blumen richtet sich unser Herz empor; die knospenden Bäume versprechen uns duftiges, grünes Laub, unter dessen Schatten wir von Arbeit und Sorge ausruhen können; die Lerche wirbelt und steigt empor wie ein Gedanke der Freude und Zuversicht; die laue Luft fächelt unsere Wange wie die schmeichelnde Hand der Geliebten. Wir denken nicht mehr an die trüben Tage des Winters, an langweilige Konzerte und dumpfige Theater, an rauchende Oefen und kalte Stuben, an russische Zeitungen und schmutzige Bücher aus der Leihbibliothek, an die Tabacksatmosphäre der Bierstuben, an die dunstigen, gasblakigen Tanzsäle, an die mageren Theegesellschaften voll Aesthetik und musikalischer Dilettanten-Bravour, an glatte Trottoirs und zerbrochene Arme, an Rheumatismus und Melancholie. — Dies Alles wird wiederkehren, so gewiß wie der Winter; und wir werden es dann auch ertragen, und bisher hat sich wohl Niemand aus Furcht vor dem Winter erhängt. Aber vorläufig brauchen wir nicht daran zu denken, denn die nächste Zukunft lacht uns entgegen: die Jugend des Jahres, die Hoffnung, die Freude, der Lenz! — Jetzt denken wir an unsere Sommerwohnung mit dem lieblichen Gärtchen, das uns jeden Morgen mit neuen Blättern, Blüthen und Früchten überraschen wird; an Mittagsschläfchen in schattiger Laube, an Schwimmfahrten auf kühlenden Wellen, an Wanderfahrten nach dem Harz, dem Riesengebirge, der sächsischen Schweiz; an Gartenkonzerte an schönen Abenden unter gestirntem Himmel; an die Parktheater in frischer Luft, die uns ein Stück südliches Leben vorzaubern und an denen sich nur die Schwärmer für Dekorations-Wahrheit ärgern; wir denken an unsere Arbeitsstunden, wozu uns die Morgensonne wie die lieblichste

Muse lächelt; an unsere freundliche Frau, an unsere im Freien hüpfenden Kinder, deren Wangen des Winters bleifarbene Blässe mit dem röthlichen Schimmer der Gesundheit vertauscht haben.

Für alle diese Freude sucht der Mensch ein Symbol; und wenn der hervorragende Sterbliche nur eines geistigen Sinnbildes bedarf, so braucht die Menschengattung ein Symbol, das ins Blut übergeht, und zwar schneller als Brot und Fleisch; es muß den Geist aus den Banden des Alltagsdruckes befreien und das Herz von der Sorge entlasten, — es muß ein spirituoses Getränk sein. Die Olympier gestatteten den Irdischen solche gnädige Gaben. Bachus schenkt uns vor dem Winter den Saft der Trauben, das flüssige Feuer, daran wir uns in den kalten, trüben Tagen erwärmen; Gambrinus, vom Jupiter adoptirt, gab uns das Bockbier, in der schönen Zeit, wenn die Lerche zu singen anfängt und Schneeglöckchen und Krokus blühen.

Gambrinus ist aber, gegen Bachus genommen, ein kläglicher Freudenspender, der die Heiterkeit mit dem Dusel mischt und sich anstatt mit fröhlichen Opfertänzen mit Klopffechtereien huldigen läßt.

Gambrinus verhält sich zum Bachus wie der Berliner Frühling zu einem Frühling am Rhein. Jener Berliner Frühling aber gleicht einem Jüngling mit greisem Haupte, der unter den leichten Oberkleidern Flanell und Wolle trägt und sich einen Veilchenstrauß ins Knopfloch steckt, um zu renommiren. So kalt, so düster, so staubig wie er ist, ist „greiser Jüngling" das rechte Wort für ihn. An diesen greisenhaften Frühling mahnt Alles, was wir im Freien erblicken: die

schwerfälligen Maikäfer, die am liebsten in die Erde zurückkriechen möchten, wenn es nur anginge; das Weißbier im Glase, dessen Schaum vor Kälte in sich selbst verschwindet; die Knoblauchswürste der Marketender, die ängstlich das Kohlenfeuer suchen, um ihre brodelnde Lebenskraft zu bewahren. — Es giebt zwei Mittel, sich im Freien zu erwärmen: Bockbier und Prügel.

Das Bockbier ist das baiersche Bier zur zweiten Potenz erhoben. Ein wunderbares Gebräu, das, wie das Mädchen aus der Fremde, alljährlich kommt und nach kurzem Aufenthalt von hinnen geht. Es hat nur einen Gefährten bei seinem kurzen Besuch, das ist der würzige Maitrank mit dem Dufte des Waldmeister-Blümleins, das so schnell vergänglich ist wie die Gelbveigelein der schwäbischen Dichterschule. Das Bockbier wird scheinbar von Menschen gebrauet, wie andere Biere, aber es ist eine Macht im Brauer dabei thätig, deren Walten er selber nicht gewahr wird. Es muß ein besonderes Geschick über dem Braukessel schweben, wenn das Bockbier wohl gerathen soll. Dann ist es ein Gebräu, das den Frohsinn befördert, die Geselligkeit und die Liebe und das ganze Gemüthsleben. Während der Geist sich in sich selbst versenkt, sucht das Gemüth den Verkehr mit der Welt, die Mittheilung, die Bewegung, namentlich jene Art von Bewegung, welche der Berliner „Keile" nennt. So sind die Gymnastik, die Prügelei und der Krieg die wahren gemüthlichen Aeußerungen unseres Kulturlebens.

Das Bockbier ist das Symbol der Frühlingsfreude und zugleich der Opfertrank der Lust. — Noch ehe der duftende Waldmeister sein weißes Gesichtchen aus dem Moosbette her-

vorstreckt, noch ehe die Weinhändler den würzigen Maitrank verkünden, — ehe noch die Hexen ihre Walpurgis auf dem Blocksberge feiern, — begeht der Berliner seine Walpurgis auf dem Bockberg. Der Berliner wartet mit seiner Walpurgis nicht bis zum Mai, weil er der Zeit überhaupt und den Hexen und Teufeln im Besonderen vorausgeeilt ist; er wartet damit auch nicht bis zur Nacht, sondern nimmt den vorhergehenden Tag zu Hülfe, denn er liebt die Oeffentlichkeit und verschiebt nicht jede Freude bis zur Dunkelheit.

Der Bockberg liegt vor dem Hallischen Thore und ist eigentlich nichts anderes, als der bedeutendste Höhenpunkt der Umgegend: der Tempelhofer Berg, der Montmartre von Berlin.

Der Berg selber ist mit parkartigen Anlagen umgeben, seine Lehne mit Rasen geschmückt. Von oben überblickt man die breite Front der Hauptstadt mit allen alten und neuen Kirchen; rechts schaut, wie ein Dintenklecks auf grauem Papier, das schwarze Kieferwäldchen der Hasenhaide aus dem Sandfelde, auf welchem die ersten Turner Deutschlands aufwuchsen; im Rücken hat man den weiten Exerzierplatz, wo weiland Lindenmüller auf einer Biertonne den Volksversammlungen präsidirte, und das Blachfeld, wo englisches Halb- und Vollblut in der Wollmarktszeit zum Wettlauf abgehetzt wird. Auf dem Gipfel des Berges stand früher eine Windmühle, so einsam und hochgelegen, wie die weltgeschichtlichen Mühlen, von denen Napoleon seine Schlachten kommandirte und die man nie ansehen kann, ohne an Schlachtfelder und Blutvergießen zu denken. Jetzt steht hier der Tempel des Friedens, Hopf's baiersche Bierbrauerei, wo man nur Bier vergießt und mit harten Eiern schießt.

Hier feiern die Berliner in der Mitte des April ihre Bock-Walpurgis. Tausende von geputzten und fröhlichen Menschen lauschen den Tönen einer ebenso berauschten wie berauschenden Musik. Der große Saal, der geräumige Garten ist zu eng geworden und man steht ohne Tisch und Stuhl in den Gängen, an den Hecken und auf den Treppen; die Abgehärtetern lagern sich sogar in das Gras zu traulichen Familiengruppen. Die Frauen haben ihr Hauskreuz abgeworfen und lächeln dem Ehemanne, von dem sie sich noch gestern scheiden wollten; die Jungfrauen vergessen ihr entnervendes Nähzeug und träumen an der Seite des Handlungsdieners nur von Glück und Liebe; die Köchin wandelt mit strahlendem Auge an dem Arme des Kriegers von der Garde; der Subaltern-Beamte ist so glücklich, daß er in seinem Herzen sogar dem Kanzlei-Inspektor verzeiht, der ihn am letzten Neujahr nicht zur Remuneration empfohlen hat; dazwischen spielen ausgelassene Kinder, denen man heut alle Ungezogenheiten nachsieht; vom Maulkorbe befreite Hunde benutzen die günstige Gelegenheit, sich recht vergnügt einander zu beißen und auch dabei eine benachbarte Wade zu berücksichtigen. Ueberall hüpft und meckert der Bock, überall und überall hallen die langgedehnten, vollen Noten der tollen Freude; zuweilen tritt das Presto-Tempo einer „Keilerei" ein, aber nach kurzer Passage führen die blauröckigen, behelmten Männer das Konzert durch gemessene Taktstriche zur besänftigenden Ruhe zurück. Die Berliner Autorität „Pietsch" mit seiner großen Familie ist zahlreich vertreten; und eben sahen wir zwei seiner Vettern durch die hintere Gartenthür schleichen, indem sie zwei irdene Krüge mit Zinnbeschlag und drei Bierseidel „zum Andenken" mit sich nahmen. Bald wird auch die

Bestialität sich herrlich offenbaren, allmälig thürmen sich Berge von Scherben zerbrochener Trinkgefäße auf. Das Narkotikon des mysteriösen Gebräus beigeistert einige Individuen von cholerischem Temperament zu ungewöhnlichen Heldenthaten; bald bilden sich Parteien und dort oben auf der Walhalla-Wiese des Tempelhofer Berges, wo der Bockmeth in Strömen fließt, der Eber Söhrimnir zu Wiener Würsten verarbeitet wird und Berliner Schneidermamsells als Valkyrien dienen, — dort werden Schlachten geschlagen, die würdig sind der Kämpfe auf Odin's Felde.

Bis spät in die Nacht dauert das wilde Treiben. Die Wächter und Schutzleute sind heute nachsichtig wie in der Sylvesternacht, wenn Berlins Straßen sich zu laut geberden; denn der Berliner feiert heute das wahre Neujahr, den wiederkehrenden Frühling. Der Winter ist bestattet und der Bock hüpft freudig und bestialisch über sein Grab — es ist heute die Bock-Walpurgis.

Berlin bei Tage.

Der Morgen dämmert. Auf den Straßen Berlins hört man den heimkehrenden Wächter mit seinen gewichtigen Schritten. Die Bäckerlehrlinge führen in Küpen und auf Handwagen die Miniatur-Lebensmittel, die man weiße Backwaare nennt, den Kleinhändlern und Kellerkrämern zu. Hier und da öffnen sich die Troglodytenlokale, die Victualienkeller, welche gleichem Terrain wie die neu etablirten Delikateßkeller angehören, aber statt Hummer und Capwein, alten Kuhkäse und doppelten Kümmel enthalten. Das sind die wahren Lebensquellen, die Restaurationen, Cafés und Clubhäuser des Proletariats; hier frühstücken die Bonvivants der Arbeiterklassen, hier speisen die Junggesellen und Wittwer zu Mittag; hier bringen die leichsinnigen Familienväter ihre Abende zu, um ihrem „alten Drachen" zu entgehen. Kaum hat der dicke Wirth, einer geräucherten Blutwurst nicht unähnlich, seine Kellerthür geöffnet, als auch schon die vorübergehenden Bauarbeiter bei ihm einkehren, um ihre „Pullen" zu füllen. Die Pulle ist für den

Maurer Das, was für den Musiker Maelzels Metronom ist: er zählt seine Pausen daran. Es giebt nur einen Menschen, der die Pulle mehr liebt als der Maurer. Das ist der Zimmermann.

Allmälig wird es lebendiger. In den Straßen, welche den Thoren und Marktplätzen nahe liegen, erscheinen zahlreiche Bauerwagen mit allerhand Feld- und Gartenfrüchten beladen; Handwagen schleppen Budengeräthe herbei; es bereiten sich die bunten Marktscenen vor.

Nun öffnet sich der Apothekerladen und der Provisor reibt sich schlaftrunken die Augen, denn er ist zwei Mal in der Nacht, ein Mal um Rhabarberpulver, das andere Mal um Hirschtalg, aus dem Schlafe gestört worden. Auch sein Nachbar, der Destillateur, hebt den Laden von dem Schaufenster, an welchem die weißen Porzellanflaschen prangen, die den Feuergeist, mit allerhand aromatischen Essenzen vermischt, enthalten. Die Ladenmamsell, die aus der Bierstube hierher exilirt wurde, spült ihre Trichter und zinnernen Maße aus. — Es öffnen sich die Gewürzkrämerläden und die sogenannten Materialisten beginnen ihren lebhaften Verkehr mit den Dienstmädchen. Es giebt keinen vollkommeneren Kleinhändler als den Kommis des Materialisten. Alberti's Komplimentirbuch und Knigge's Umgang mit Menschen enthalten nur schwache Theorien im Vergleiche zu seiner praktischen Fertigkeit, die Beine und Finger zu bewegen, zu liebäugeln, Angenehmes zu sagen — und mit allen Kolonial-, Droguerie- und Fettwaren zu handiren. Er muß Waaren- und Menschenkenntniß zugleich besitzen, das schöne Geschlecht zu behandeln verstehen, eine kernige Gesundheit und einen kurzen Schlaf haben, und vor Allem vergnügt

sein; denn ein mißmüthiger Kommis schadet dem Prinzipal mehr als ranzige Butter.

Der Rauch aus den Schornsteinen verkündet, daß man den Kaffee kocht, und es beeilen sich die weiblichen Fuhrleute mit ihren Einspännern und Hundekarren, die frische Milch in die Häuser zu liefern, ein Getränk, welches selbst unsere „Päppelkinder“ zur Verzweiflung bringt. — Jetzt werden auch die Kaffeelokale aufgethan, eine neue Art Tavernen für ökonomische Junggesellen, wo man die Portion Kaffee oder Milch zu einem Silbergroschen trinkt.

Es ist sieben Uhr. Die Werkstätten werden lebendig und geräuschvoll. Die Dienstmägde begegnen sich beim Brunnen oder beim Einholen. Die Hausfrauen lüften die Zimmer, die Rentiers rauchen ihre Morgenpfeife und betrachten ihr Haus aus der Frosch-Perspektive, ob die Witterung oder frevelnde Menschenhände Beschädigung daran verübt haben. Die Kleinbürger besteigen den Leiterwagen, um nach dem Holzplatze zu fahren, vor dem sich die Holzhauer schon harrend gruppiren. Die Aufwärterinnen der einzelnen Herren gehen an ihre Beschäftigungen. Die Stiefelputzer und Rockausklopfer, die dem Schneider so nützlich sind, wie der Arzt dem Apotheker, steigen zu den Chambregarnisten. Die Barbiere schwenken ihre Becken und die strebsamen unter ihnen wiederholen in Gedanken ihre Studien aus Zumpt's Grammatik, denn sie beabsichtigen, noch einst ein medizinisches oder chirurgisches Examen zu machen. Die Briefträger tragen ihre Freude- und Trauerbotschaften, Liebes- und Mahnbriefe an die betreffenden Adressen.

Gegen halb acht Uhr, nachdem die Tabackhändler bereits einige Vierpfennig-Cigarren abgesetzt haben, öffnen sich die

verschiedensten Waarenlager. Auch die Comptoirdiener setzen sich an ihr Pult, um den Hausknecht von der Post zu erwarten und den Wechselmaklern Audienz zu geben. Die Handarbeiterinnen, Schneiderinnen, Putzmacherinnen und Schuheinfasserinnen begeben sich unter die Herrschaft der Direktrice um bei der Arbeit die süße Wirklichkeit vom vergangenen Abend in holden Liebesträumen fortzuspinnen. — Die Mehl- und Vorkosthändler, die wie Bäcker und Müller mehl- oder erbsenfarbige Oberröcke tragen, schicken sich an, auf den Getreidemarkt und von dort nach der Eierbörse in der Bischofsstraße zu gehen. — Die Gymnasial- und Realschullehrer wandeln würdevoll in die Klassen. In schwächerem Kolorit und fadenscheiniger Drapirung zeigen sich die Elementarlehrer, die leicht am wissenschaftlichen Ausdruck des hagern Gesichts, an der großen Hand und am schlotternden Gange zu erkennen sind. Unter dem Arm tragen sie gewöhnlich ein Pack schriftlicher Arbeiten, die sie mit rother Dinte korrigirt und mittelst Tabacksdampfes von den Miasmen der Proletarierhäuslichkeit desinfizirt haben. Um sie schaart sich die einherziehende Schuljugend von verschiedenstem Alter und aus den verschiedensten Ständen, vom baarhaupten Kommunalschüler mit Holzpantinen bis zum Primaner mit den köln-mindener Vatermördern. Zwischendurch laufen eilig die Privatlehrer, vorzugsweise die französischen Sprachmeister, welche die Sprache der großen Nation berlinisch naturalisiren, und die Klavierlehrer, die durchaus unschuldig daran sind, daß Liszt bisher unerreicht blieb; alle Letzteren sind zugleich Komponisten, finden aber selten gutwillige Musikalienhändler, die ihre Erzeugnisse ohne Honorar drucken lassen.

Um acht Uhr wird das Leben bewegter. Die Handwerker kaufen ihre Rohmateriale, kassiren Rechnungen ein und senden ihre Lehrlinge mit den fertigen Arbeiten zu den Kunden. Die Lehrjungen bilden die Klasse der Bummler in der Jacke und mit dem Schurzfell, die überall sorglos gaffen und zu neckischen Streichen aufgelegt sind. — Die niederen Beamten und die Privatschreiber gehen pünktlich an ihre Bureaus, um das Wohlwollen der Chefs zu erwerben, die ihnen erst eine Stunde später nachfolgen. Die Räthe und Assessoren eilen in die Abtheilungen der Kriminal- und Civilgerichte, um die Parteien und Zeugen zu vernehmen, Protokolle zu diktiren und Urtheile zu fällen. — Die Hausfrauen, allein oder von Dienstmägden gefolgt, besuchen den Markt, um Fleisch und Gemüse zu kaufen, die Butter zu kosten, den Käse zu beriechen und zuweilen von einer echten Höckerin „aufgeboten" zu werden.

Es ist neun Uhr. Von jetzt bis zur Mittagszeit steigert sich das öffentliche Treiben. Die Littfaß'schen Anschlagsäulen werden mit Theaterzetteln, mit Anzeigen und Bekanntmachungen aller Art beklebt. Die Laufburschen und Hausknechte, die Justizkommissarien und die Gerichtsboten gerathen in Thätigkeit. Die Exekutoren statten ihre Besuche ab, die mehr überraschen als erfreuen. Die Makler machen ihre Rundreise zu Fuß und in Miethswagen. Die Dienst und Beschäftigung Suchenden belagern das Intelligenz-Comptoir. Die Schauspieler, Kammermusiker und Accessisten gehen in die Proben; vor der Thüre behandeln die Choristen die schwebenden Theaterfragen; aus den Coulissenhäusern schleppt man die Dekorationen, die so wenig für das Tageslicht passen, wie der Teint einer Salondame. Die Studenten von verschiedenen Fakultäten

und Kapazitäten, mit großen und kleinen Wechseln, mit oder ohne Freitisch und Stipendium, schlendern nach den Hörsälen. Die alten Sanitätsräthe, die viel Merkur verschrieben und viel Silber dadurch verdient haben, fahren in stattlichen Equipagen, während ihre jüngeren Collegen ebenso langsam fortschreiten wie die Heilkunst selber. Die Schacherjuden suchen die Stubenthüren auf, an welche Visitenkarten statt der Schilder geklebt sind. Die Gaffer betrachten die Luxuswaaren an den Schaufenstern und die Kupferstiche an den Kunstläden. Die jungen Maler eilen mit ihren Zeichenkästchen in die Ateliers, um sich mit dem mudligen Haupthaar des vatikanischen Apollo mehr zu quälen, als eine Kinderfrau mit ihrem Struppelpeter. Die jungen Mädchen, welche die Schule verlassen haben, gehen mit ihrer Musikalienmappe in die Klavierstunde; andere, die sich bereits schief gespielt haben, besuchen die orthopädischen Anstalten. Die Kammerjungfern tauschen für die alten Jungfern die Bücher in den Leihbibliotheken um. Die Handelsreisenden suchen neue Kunden, weil die alten nichts mehr von ihnen wissen wollen. Die Colporteure tragen ihre viel verheißenden Prospekte aus. Die Billardkünstler suchen bereits ihre grünen Gefilde, schon trifft man sie mit dem Queu bewaffnet, wie Geßlersche Schäfer mit dem Hirtenstabe. Die Literaten füllen die Konditoreien, wo man viel liest, weniger spricht und noch weniger verzehrt. Die Spritzenleute, gleich gewandt im trocknen wie im nassen Element, beschäftigen sich, die staubigen Straßen zu reinigen. Ueberall gehen und stehen die Schutzleute.

Die Mitte der Straßen wird von Fuhrwerken jeder Art und Größe eingenommen; von mäßig schnellen Droschken,

keuchenden Sandwagen, schwerfälligen Omnibussen, hurtigen Stadtpostwagen, blitzschnellen Karossen, rumpelnden Leichenwagen, von schwerbeladenen Rollwagen, welche die Frachtgüter nach Verladungshöfen und Eisenbahnen führen, von langen Bierschänkerwagen ohne Gelenke, von sturmwindeiligen Feuerspritzen. Nach Königswusterhausen oder dergleichen wüsten Gegenden schleichen noch Frachtwagen, riesig und bucklig wie ein Mammuth oder ein anderes vorweltliches Ungethüm; auf demselben Wege sieht man auch Personenwagen, die eine täuschende Aehnlichkeit mit ambulanten Menagerien haben. Durch dieses Gewoge drängen sich die klopfenden Scheerenschleifer, die schreienden Höcker mit ihren Karren, die Lastträger mit ihren Tragbahren.

Wenn die elfte Stunde nahet, marschirt die Wachtparade mit Janitscharenmusik nach der neuen Wache und, während die Parade abgehalten wird, ertönen unter Wagengerassel lustige Walzer und rauschende Ouvertüren, von denen die Liebhaber wenigstens die Fortestellen hören können.

Zur Mittagszeit leeren sich die Schulstuben, die Werkstätten, Bureaus und Comptoire. Alles eilt, sich im Hause oder in Restaurationen, in Hotels oder Kellerwirthschaften zu sättigen und für die andere Tageshälfte zu stärken. Während die Kaufleute sich an der Börse versammeln und Geschäfte und Course machen, gehen die Gewerbtreibenden wieder an ihre Arbeit. Nur die bevorzugten Beamten, die ihr Tagewerk mit der früheren Nachmittagsstunde schließen, oder Diejenigen, welche gar nicht zu arbeiten brauchen, spazieren in den Straßen oder suchen Vergnügungsörter auf.

Um vier Uhr werden die Schüler und Schülerinnen entlassen,

um ihre sitzende Lebensweise bei den häuslichen Arbeiten fortzusetzen. Drei Stunden später verlassen die Geschäftsleute und Arbeiter ihre Läden und Werkstätten. Das Tageslicht erlischt allmälig und wird durch die Gasflammen ersetzt. Es beginnt nach des Tages Mühe die Zeit der Erholung und Zerstreuung oder auch neuer Sorge, neuer Anstrengung. Es beginnen die Freuden, welche den Glanz der Kerzen, und die Laster, welche den Schleier der Dunkelheit suchen.

Berlin bei Abend.

Es ist Abend. Berlins Straßen werden ruhiger. Die Sorge, die Unruhe, die Spekulation, die Konkurrenz und wie alle die Bestrebungen des städtischen Kulturlebens heißen mögen, — fast alle haben sich von dem öffentlichen Tummelplatz des Straßenpflasters zurückgezogen auf das enge Terrain der Häuslichkeit. In wenigen Stunden ruhen die Tausende wetteifernder Hände, vom Schlummer gebannt, nur der rastlose Geist spinnt noch im Traume seine Pläne, Hoffnungen und Erwartungen. Auch der Schlaf ist parteiisch; nur der Glückliche schlummert süß.

Es giebt eine Schönheit, die beim künstlichen Lichte gewinnt, wie die Marmorschätze des Vatican am herrlichsten beim Fackellichte scheinen. Es giebt auch Schönheiten, die vorzugsweise oder ausschließlich auf jenes künstliche Licht berechnet sind: die Pracht der Dekorationsmalerei, der Glanz der Soireen, die Koketterie unserer Frauen, die Liebe unserer Grisetten, der Leichtsinn unserer vortrefflichen Söhne.

Wenn die Zeit des künstlichen Lichtes gekommen ist, so er-

scheint eine neue Welt: das Reich der Täuschungen und der schnelleren Vergänglichkeit. In dieses Reich gehören leider auch die Freuden unseres großstädtischen Lebens. Während der Ernst der Arbeit sich mit dem freien Licht des Tages gattet, gesellt sich unsere Erholung zu dem trügerischen Schein der Lampen- und Kerzenflammen, zu dem ungewissen Licht mit tiefem Schatten, das die Täuschung, den Rausch, die Schminke und die Lüge begünstigt. — Jene Dichterin, die uns den „lamlighter“ als einen tugendhaften, langsamen und geduldigen Mann schilderte, hat den Beamten einer kleinen amerikanischen Stadt zum Vorbilde genommen; unser Lampenanzünder ist ein unruhiger, gelenkiger und schneller Mann, ein Merkur der Illusionen.

Das Gaslicht ist ein wichtiges Element in unserm Kulturleben, und wir Großstädter erinnern uns der früheren Oellaternen nur ebenso dunkel, wie jene brannten, so unbestimmt, wie wir uns an unsere verstorbene Großmutter oder an Werther's Leiden erinnern. Die Oellampe verhält sich zur Gasflamme, wie eine Lohnkutsche zum Dampfwagen. Unser Leben hat durch die Erfindung des Leuchtgases an Schnelligkeit gewonnen, wie durch jene der Dampfkraft. Seit der Erfindung des Gaslichtes hat unser Abendleben eine unbeschreibliche Steigerung erfahren; unser Pulsschlag ist beschleunigt, unser Nervenreiz erhöht worden; wir haben unsere Miene, Haltung und Sitten ändern müssen, weil sie für ein anderes Licht berechnet werden mußten.

Sobald die Gaslaternen angezündet sind, erscheint ein neues Publikum in den Straßen Berlins; die Arbeitenden kehren heim oder gehen ihrer Erholung nach; alle Fußgänger und

Fahrende haben vorzugsweise den Zweck des Genusses; das Streben nach Erwerb zeigt sich mit wenigen Ausnahmen nur, um dem Vergnügen oder der Kunst, der Schwester der Freude, dienstbar zu sein. — Im Erdgeschoß strahlen die Luxusläden; von den broncenen Kronleuchtern fluthet ein Lichtmeer durch die hohen Spiegelscheiben der Schaufenster. Diese Läden sind recht für den Abend geschaffen und verlieren bei Tage wie ein Mädchen, welches nicht tanzt, oder ein Schiff, wenn es die Segel eingezogen hat.

Dort geht ein Trupp Musikanten, die ihre Blechinstrumente sorgsam in grüne Leinewand eingehüllt haben, als wollten sie die falschen Töne vor Erkältung schützen, die sie uns in kurzer Zeit in die Ohren blasen werden. Solch ein Blechinstrument scheint mit falschen Tönen gefüllt zu sein, wie eine Bratgans mit Aepfeln; ein Trompeter oder ein Hornist der gewöhnlichen Gattung hat es vorzugsweise mit Dissonanzen zu thun, wie ein Sanitätsrath mit Krankheiten. — Jene Musikanten gehen zu Wagner oder Krähahn, oder in ein anderes Bierlokal, wo man für einen Silbergroschen ein langes kosmomusikalisches Programm genießen kann: etwas Schnee von Auber, ein wenig Blitz von Halevy, ein Stück Landschaft aus dem Thal von Andora; und dazwischen walzt und galoppirt der selige Strauß und der unselige Gungl, Trommeln wirbeln und Trompeten schmettern, als feierte Don Ramiro seine schreckliche Hochzeit. — Dorthin gehen auch die lebenslustigen und soliden Junggesellen und Jünglinge mit ihren Liebchen. — Dort an der Ecke steht ein Jüngling mit heißem Herzen und erstarrten Füßen, ein graugestreiftes Umschlagetuch um die Schultern. Diese Umschlagetücher, Plaids genannt, wurden

von den Schotten erfunden und von uns zur Revanche angenommen, seitdem unsere Damen Westen tragen. Wir fingen vorsichtig an, wickelten die Tücher erst um die Nase, als cachenez, und ließen sie endlich bis über Rücken und Bauch herunter. — Harre geduldig, sehnsüchtiger Jüngling! ziehe den Plaid dichter um die zitternden Schultern; bald bist du erlöst; ich sehe einen schwarzen Schleier wehen, sie ist es! „Roth ist der Mund, der dich verwundt; nur ein Blick von ihr macht dich gesund!"

Wie sie einherwogen auf der Jagd nach Vergnügen! Dort geht es in Arnim's Salon, hier zu Kroll; dort nach dem Quartett im englischen Hause oder in die Singakademie oder in die Tonhalle. Miethswagen mit Livreebedienten führen die geputzten Paare zum Gesellschaftsballe; in Droschken fahren die Masken nach dem Orpheum. Die herrschaftlichen Karossen mit den schäumenden Pferden jagen über das Pflaster des Berliner Westend, daß die Funken stieben; hin nach der Oper oder nach den Soireen der feinen Welt, wo der Herr Lieutenant mit der Comtesse tanzt und der Herr Major vom General zum Whist „gewünscht" wird.

Hinter jener Hausthür lauert ein „verschämter Armer" und wird euch ansprechen, sobald ihr ihm nahe kommt. Seine Kleidung trägt den Glanz der Armuth, jenen blinkenden Schein von Fett oder Silber, der den strengsten Gegensatz bildet zu dem abgemagerten Körper und den leeren Taschen. Der Unglückliche ist schon über den ersten Schritt hinaus, und dieser ist der schwerste, wie Jean Paul in der Leichenrede am Grabe des Bettlers sagt. Der Schutzmann drüben hat ihn schon aufs Korn genommen und seine ferneren Schritte sind gezählt.

Droschken auf Droschken fahren nach dem Bahnhofe; die Reisenden haben kein Auge für die unruhige Gegenwart und denken bereits an die Zukunft und an die Ferne, leichtherzig oder seufzend und mit Thränen. — Schneller fährt jene Kutsche mit der Primadonna, die sehr spät kommen und ihren Zorn an dem armen Schneider und an dem armen Friseur und allen Sündenlämmern der Coulissen auslassen wird. — Hinter ihr kommt der Fiaker mit dem Konzertmeister, der seine Finger noch unter dem Mantel für eine Fantasie von Joachim geschmeidig macht. — Platz da! Die Glocke tönt, die Wagen weichen aus; vorüber saust die Feuerwehr mit flammenden Fackeln; es brennt eine Gardine irgendwo und man hat „Kleinfeuer" signalisirt. — In dem Flur des Hotels erschallt die Klingel; die Kellner eilen hinaus, um den ankommenden Fremden beim Aussteigen behülflich zu sein.

Ein armes Mädchen bietet euch eine Waare zum Kauf, die ihr nicht brauchen könnet und die auch nicht zum Gebrauch, sondern zum Vorwand der Bettelei bestimmt ist. Alle diese armen Mädchen besitzen die gemeinschaftliche Eigenthümlichkeit, daß ihr Vater und ihre Mutter krank ist und daß sie wenigstens sieben Geschwister haben. — Kaum ist die Arme mit einem Geschenk abgefertigt, als euch ein junger Mensch geheimnißvoll bei Seite ruft und euch echte Havannah-Cigarren zu einem Spottpreise anbietet. — Dort eilt noch ein Briefträger mit der Handlaterne in die Häuser. Noch mehrere Stunden später sieht man den Boten, der die Briefe aus dem öffentlichen Kasten holt. Diese Kasten setzen die Menschen in Verlegenheit, die nie Portomarken vorräthig haben, und sind vorzugsweise für die höflichen Leute berechnet, die ihre Briefe

niemals frankiren. — Hier gehen die Brandfüchse von der Normannia in ihre Stammkneipe und „rämpeln" jeden Philister, bis sie von einem Zimmergesellen wieder gerämpelt werden, diese hoffnungsvollen Musensöhne ohne Grazie!

Es giebt auch so vereinzelte Schönheiten, die wie ein Janus vorwärts und rückwärts schauen, ihren Schritt aber beschleunigen, wenn ein gewisser Herr mit schwarzem Backenbarte sich nähert.

Ein niedliches Mädchen begiebt sich nach dem Atelier, um Akt zu stehen, aber unterwegs begegnete ihr der hübsche Fähnrich und beredet sie zur Umkehr. Unterdessen harren die jungen Künstler vergeblich an ihren Staffeleien und der alte Professor spricht kopfschüttelnd: „Ja, meine Herren, die weiblichen Modelle sind nun einmal unzuverlässig!"

Es ist 9 Uhr. Die Mehrzahl kehrt heim aus Theatern, Konzerten und andern Vergnügungsörtern. Der Gardist verläßt seine Geliebte hinter der Hausthüre und eilt zum Zapfenstreiche; die Straßen werden stiller; nur aus den Bierkellern erschallt Gelächter, der Klang einer Harmonika oder der Lärm einer Schlägerei. In einer Nebenstraße singt ein Leiermann vor einer Destillation mit vielem Ausdruck sein „Mailüfterl" bei sechs Grad Kälte; ein schauderhafter Anachronismus! Nicht weit davon hört man die Fanfaren einer Serenade, die einem Polterabend gilt.

Der Wächter pfeift die zehnte Stunde. Er ist seit Kurzem ein ganz anderer Mensch geworden und sieht recht beamtenmäßig aus. Früher war er recht mittelalterlich mit seiner Pike, wie ein Thurmwächter oder ein Schloßvogt aus den Lichtensteinern.

Die Stunden der Nacht rücken vor; es wird immer stiller, nur zuweilen rollt eine Nachtdroschke über das Pflaster. Ein Unglücklicher schleicht heim, der keinen Bekannten zu Hause getroffen, welcher ihm Geld leihen könnte, um morgen die Miethe zu bezahlen. Ein bedrängter Ehemann zieht athemlos die Klingel, um eine Wehmutter zu wecken. Ein alter Arzt folgt mühsam einer vorauseilenden Frau zu einem plötzlich Erkrankten. — An einer verlorenen Ecke berathen sich zwei Prestidigitatoren, um „Masematten" zu machen. — In dem Polizeizimmer am Molkenmarkt empfängt der Beamte einige nächtliche Gäste, die „auf die Nummer" geliefert werden.

Die Fenster der Häuser sind fast alle dunkel geworden; nur dort oben bei Geheimraths spielt man noch Whist; oder dort im ersten Stock sieht man an den weißen Vorhängen noch tanzende Schatten vorüberschweben. In einer Dachstube bei kargen Lampenschimmer wimmert eine Kranke, während der Mann noch durch späte Arbeit den geringen Erwerb des Tages zu vermehren sucht. — Ein armer Gelehrter grübelt noch nach der Weisheit, die „nach der Nachtlampe riecht"; neben ihm prügelt ein betrunkener Gesell seine Frau. Hier jauchzt die Ueppigkeit, dort seufzt der Mangel; hier wird ein Mensch geboren, dort stirbt einer.

Während draußen bereits Alles durch Schlaf gestärkt ist, Pflanzen und Thiere schon dem nahen Morgen entgegen leben, kann der belebte Steinkoloß der Großstadt, dieser berauschte, aufgeregte Centiman der Cultur, nicht zur Ruhe gelangen und zuckt, schon niedergeworfen, mit einzelnen Gliedern, ehe er der Natur den Sieg einräumt.

Das Intelligenz-Blatt.

Es ist bezeichnend genug für den Geist des großstädtischen Lebens, daß gerade dasjenige Berliner Tageblatt, welches weder Leitartikel noch Räsonnement, weder Staats- noch gelehrte Sachen — sondern nichts als geschäftliche Anzeigen enthält: Berliner Intelligenzblatt heißt. Geht nicht die ganze Intelligenz der neuesten civilisirten Generation in dem Gedanken der Subsistenz auf? in dem Streben, ein Plätzchen im Gewühl zu erobern, den Wettlauf mit der geflügelten Konkurrenz auszuhalten, dem Mitbewerber ein Bein zu stellen oder des Nachbars Haus niederzureißen, um einen Bauplatz für sich zu gewinnen? Und ist daher nicht jenes Blatt, das Organ der socialen Konkurrenz, wovon die ganze Berliner Geschäftswelt Einsicht nimmt, — ein Einsichts- oder Intelligenzblatt in doppelter Bedeutung des Wortes?

Wir haben jetzt in unserer Weltstadt freilich ein neues Blatt dieser Kategorie, welches zwar nicht jenen anspruchsvollen Titel führt, sondern sich nur „Berliner Fremden- und Anzeigeblatt nennt, aber in der königlichen Ober-Hofbuchdruckerei

erscheint, einen Hof- und Staats-Kalender, ein amtliches Post-Circular, telegraphische Depeschen, Schach-Aufgaben und Literatur- und Kunst-Nachrichten neben den geschäftlichen Anzeigen enthält; dennoch behauptet das alte Intelligenz-Blatt, trotz jenes Konkurrenten und trotz des Verlustes seines alten Privilegiums, noch immer seine bedeutungsvolle Stelle.

In diesem Blatte findet sich eine Rubrik: „Dienste und Beschäftigungen, zu welchen Personen verlangt werden," — und diese Rubrik ist die gesuchteste, denn sie betrifft die ungeheure Menge, welche das anstrebt, was die mißliebigen Social-Politiker das „Recht der Arbeit" nennen; sie betrifft diejenige Klasse der Menschheit, die im alten Griechenland nur schwach vertreten und mit dem verächtlichen Namen „Banausos" bezeichnet wurde, in unsern modernen Kulturstaaten aber die Majorität bildet: alle Diejenigen, welche leben, um zu arbeiten, und arbeiten, um zu leben.

Wer von den Dienst- und Beschäftigungssuchenden aber warten wollte, bis das am Abend erscheinende Blatt von den Austrägern in das Haus gebracht wird, um dann die nöthige „Intelligenz" zu erlangen und am nächsten frühen Morgen seine Kandidatur anzutreten — der würde viel zu spät kommen. Hier gilt es: frisch von der Quelle zu schöpfen, das heißt das Zeitungsblatt zu erhaschen, sowie es feucht aus der Druckerei kommt, und noch an demselben Abend, während der Zeitungsbote noch mit schiefgetretenen Stiefeln über das Pflaster schlürft, mit feurigen Sohlen den Bewerbungslauf anzutreten.

Auf dieses Bedürfniß gründet sich wieder ein neuer Industriezweig.

Vor der Hayn'schen Druckerei in der Zimmerstraße, wo

das Intelligenzblatt durch die Kunst der Typographie und Guttenberg's Erfindung aus vielen hundert Zetteln und Zettelchen zu einem umfangreichen Blatte zusammengeschweißt wird, sammeln sich in der frühesten Abendstunde alle Diejenigen, welche des Sprüchwortes eingedenk sind: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst." Mit Spannung erwarten sie den Augenblick, wo die Thür der Druckerei sich öffnet und die literarischen Knaben mit den feuchten Blättern erscheinen.

Es gab eine Zeit — neunzehn Jahre sind nunmehr seitdem verflossen — wo die Knaben der niedern Volksklasse, welche früher mit Kuchen, Blumen und Schwefelhölzern gehandelt hatten, sich auf das einträgliche Geschäft des fliegenden Buchhandels warfen und den raffinirten Geist der Berliner Straßenjungen in nächste Berührung mit der Tages-Literatur brachten — „Vater Wrangel" und der Belagerungszustand machten diesem Erwerbszweig ein Ende. Die literarischen Knaben benutzten die erworbene Kneipenkenntniß, um den nun wieder aufgenommenen Handel mit Kuchen, Apfelsinen und Cigarrenspitzen vortheilhafter als früher zu machen. Einige wurden Buchdruckerei-Laufburschen und härteten sich durch die Püffe der Setzer und die „Katzenköppe" des Faktors zu jenen nichtswürdigen Subjekten ab, die auf der Straße keinen Affenpinscher oder keinen kleineren Jungen sehen können, ohne ihm mit ihrer Ledermappe Eins zu versetzen; die den Schriftsteller vor Tagesanbruch aus dem Bette klingeln, aber nach langem Umhertreiben sehr spät in der Druckerei eintreffen und sich damit entschuldigen, daß sie zwei Stunden bei dem Herrn Doctor auf die Correctur hätten warten müssen. Andere wurden Ausläufer der Buchhandlungen oder Zeitungsknaben, welche die

ein- oder zwei Mal täglich erscheinenden Zeitungen austragen.

Zu der letzteren Kategorie gehören die literarischen Knaben der Hayn'schen Offizin. Sobald die Intelligenz-Blätter unter krampfhafter Anstrengung des ganzen Druckerei-Personals gedruckt und gepfalzt sind, werden sie den Ausläufern übergeben. Kaum treten diese aus der Thür, so geht ihr eigentlicher Geschäftsverkehr an. Jeder der Harrenden will zuerst einen Einblick in das bedeutungsvolle Blatt haben und Jeder, dem dies gewährt wird, zahlt dem literarischen Knaben einen Silbersechser.

Zu den Kandidaten gehören aber nicht nur jene Personen, „welche zu Diensten und Beschäftigungen verlangt werden"' sondern auch diejenigen Staatsbürger, welche eine Wohnung in Berlin suchen. Seit der Uebervölkerung der Hauptstadt und der Erfindung der Reichardt'schen und Thiele'schen Mieths-Contracte steht nämlich jeder Unglückliche, der nur eine kleine oder Mittel-Wohnung beansprucht, zum Hauseigenthümer in einem ähnlichen Verhältniß, wie der Arbeiter zum Arbeitgeber.

So sehen wir denn unter den Berliner Intelligenz-Süchtigen eine ältliche Dame, welche in Begriff steht, binnen zweier Quartale zum vierten Male die Behausung zu wechseln. Eine Wohnung mußte sie verlassen, weil sie dieselbe „verwanzt", die zweite, weil ihr Knabe auf der Treppe gelärmt, die dritte, weil ihr Dienstmädchen unreines Wasser auf dem Hofe ausgegossen hatte.

Jener junge Mann mit dem abgetragenen Studentenrock sucht ein Amt, wo er sich einen Frack bei dem Schneider des

Gutsherrn bestellen und einige hundert Thaler für künftige Kandidaturjahre zurücklegen könne.

Ein anderer noch bleicherer Jüngling tastet mühsam in der Westentasche nach dem Sechser, den der literarische Knabe verlangt. Er ist einer jener verschämten Armen, die sich für freie Kost als Erziehungsknechte vermiethen, um einem „schwachen Griechen", der halbjährlich eine schändliche Censur nach Hause bringt, auf die Beine zu helfen.

Jener Knabe mit den rosigen Wangen trachtet nach einer Stelle als kleiner Bediente. Er hat bereits bei einem General als Groom auf dem Kutschentritt und außerdem auch schon wegen Diebstahls im Arbeitshause gesessen. Der kleine Leibdiener hat nämlich eine angeborene Vorliebe für die Siegelringe, Rothweinflaschen und Havannnah-Cigarren seiner Herrschaften.

Dort reißen sich vier Mägde gleichzeitig um ein und dasselbe Exemplar des „Intelligenz-Blattes. Karoline muß „ziehen", weil ihre Herrschaft ihr zum Vorwurf macht, daß sie ihrem „Cousin" neulich eine Flasche Rum zugesteckt hätte. Emma hat sich ein Kleid machen lassen, gerade wie es ihre Madame trägt und Madame hat das nicht leiden wollen. Charlotte will nicht bleiben, weil die Herrschaft während der Sommermonate vor dem Thore zu wohnen beabsichtigt und sie selber eine entschiedene Abneigung gegen das ländliche Leben fühlt. Guste hat es übel genommen, daß der Geheimrath, als er neulich früher nach Hause gekommen und ihren „Bräutigam schlafend auf dem Sopha gefunden hat, in Zorn gerathen ist.

Jenes Männchen, welches, wie es scheint, die löschpapiernen Spalten mit einiger Anstrengung durchbuchstabirt, gehört zu der unglücklichen, überzahlreichen Dachsfamile der Kellerbewohner, er steht tief gekrümmt, als fürchte er, auch hier unversehens mit dem Kopfe gegen die niedrige Decke zu stoßen. Dieser brave Mann, der bis jetzt nur die häufigsten Besuche vom übergetretenen Rinnstein erhalten, geht noch auf andere Kunden aus und schaut sich um, wo eine „Drehrolle" zum Verkauf ausgeboten wird.

Dort watschelt ein dickbäuchiger Bedienter heran, der bereits den zweiten niedergebeugten Gebieter zur Ruhe bestattet hat. Gelingt es ihm, jetzt zum dritten Male einen kummervollen Junggesellen zu finden, dem er Mittags eine Schüssel vorenthalten, den er um Porto- und Wirthschaftsgelder prellen, dessen Kleider er heimlich mit ihm gemeinschaftlich tragen kann, — gelingt es ihm, auch diesen harmlosen Greis zur Ruhe zu bestatten, — dann braucht er keine neue Stelle mehr anzunehmen.

Eine alte Dame, die ein wenig stolz aussieht, überschlägt die Rubrik der gemeinen Dienstgesuche und blickt in die „Unterrichts- und Pensions-Anzeigen". Diese alte Dame sucht zum zehnten Male in ihrem Leben eine Anstellung als Gouvernante und zwar jetzt — da sie alt ist — nicht nur als Gouvernante, sondern auch als Mitglied der Familie. Sie sieht sehr ehrwürdig aus und hat sogar eine rothe Nase, die, wie sie behauptet, vom Medizintrinken herrührt. Wegen dieser unglücklichen Medizin-Nase mußte sie aber leider ihre vorige Stellung aufgeben.

Aber der größte Theil der Intelligenz-Süchtigen ist befriedigt; die noch übrigen Leser werden von den literarischen Knaben zur Eile angetrieben, denn der Factor hat schon mehrere Male sein Gesicht mit den ausdrucksvollen Zügen durch die Thürspalte gesteckt.

Im schiefgetretenen Drei-Achtel-Takt schlurfen die literarischen Knaben über die Straße; auf den Flügeln der Concurrenz eilen die Stellenjäger und Jägerinnen von dannen.

Berlins Père la Chaise.

„Ihr Edleren, ach, es bewächst,
Eure Mahle schon ernstes Moos!
O, wie glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht.
Klopstock.

Das erste Grün, das dem Städter ins Auge fällt, wenn er den engen Straßen entflieht, lacht über die Mauern und durch die eisernen Gitter der Kirchhöfe. Diese Ruhestätten der Abgeschiedenen grenzen so nahe an das Treiben der Stadt, wie der Tod an das Leben grenzt. Wo sie ursprünglich ferner von den Ringmauern angelegt worden, hat das polypenarmig ausstrebende Leben des wandelnden Geschlechts ihre Schranken erreicht und überholt, und die lachenden Kinder der Gegenwart schauen aus hohen Neubauten auf die Hügel, die der alte Maulwurf Tod bei seinem unvermeidlichen Lauf hinter sich aufwirft.

Die Kirchhöfe verschiedener Städte haben verschiedene Physiognomien, und es ist kein übler Zug in dem Charakter Berlins, daß seine Kirchhöfe, wie die heiligen Haine des Orients,

in dem anmuthigen Grün der Cypresse und Platane prangen, daß ihre vergoldeten Monumente schimmernd dem Leben entgegenlachen. Hier grünt das erste Frühlingslaub in den Sträuchern des Hollunders und in der Krone der schattigen Kastanien; hier singt im Sommer die Nachtigall ihr Lied, wenn die sinkende Sonne von den goldnen Inschriften widerstrahlt und das thränenfeuchte Auge der Trauernden blendet.

Zu den ältesten und bedeutendsten Kirchhöfen der Hauptstadt gehört die alte Begräbnißstätte der Jerusalems-Gemeinde, gewöhnlich nach dem Thore, vor welchem sie gelegen, der „Hallesche Kirchhof" genannt. Wie viel Größe, Tugend und Talent ruht hier unter den rasenbedeckten Hügeln! Wir können diesen Gottesacker nach jener berühmten Pariser Todtenstätte benennen: es ist Berlins Père la Chaise, ein Sammelort der großen Todten.

Dicht vorbei streift das Leben des Tages in lärmender Rührigkeit. Die steinernen Mauern der Erbbegräbnisse wiederhallen von dem Schalle der Trompeten aus der gegenüberliegenden Dragoner-Kaserne; die Landstraße entlang rasseln die Omnibus und Droschken; die Truppen ziehen mit klingendem Spiele nach den frei gelegenen Uebungsplätzen; die lebensfrohen Menschen wallen vorüber nach dem Hügel, wo Faunus Gambrinus den Berliner Dionysos mit Bockbier säugt.

Ehe wir diesen Pilgern auf ihrer fröhlichen Wallfahrt folgen, treten wir hinein, um einen flüchtigen Blick auf die Gräber zu werfen. Bevor uns Ganymed die Schale füllet, schauen wir ohne Trauer auf den still lächelnden Knaben mit der gesenkten Fackel.

Dort liegt der alte Zecher, der Kapellmeister Kreißler, der

geniale Hoffmann, der Vater der Elementargeister und Doppelgänger. Ein bemooster Leichenstein verkündet, daß er „ausgezeichnet war im Amte, als Dichter, als Tönkünstler, als Maler“. — Und alle diese Vollkommenheiten schlummern unter einem kleinen Hügel. Dieser Dämon, der an seiner eigenen Genialität zu Grunde ging, muß sich unter den Wohnungen „unbekannter Leute“ nach dem Genossen seiner phantastischen Gelage, Ludwig Devrient, sehnen, der fern von ihm auf dem französischen Kirchhofe begraben liegt. In später Stunde der Nacht, wenn die Kellner bei Lutter und Wegner schlafen, halten die dämonischen Doppelgänger ihre Rendezvous in dem alten Zimmer, bei den ältesten Weinsorten. Da erklingen die Akkorde aus der Undine, und Kreißler steht vor dem Aschenhaufen der verbrannten Partitur und taktirt nach den unsichtbaren Noten; Fallstaff-Devrient lacht über die dürre Gestalt, daß ihm der auswattirte Leib wackelt, und lallt trunken: „Je mehr Fett, Bruder, desto mehr Sünde!“

Einige Schritte weiter und wir treffen auf einen Leichenstein, dessen goldene Inschrift uns Chamisso nennt. Eine Entdeckungsreise um die Welt, voll Gefahr und Abenteuer, eine noch schwierigere Reise durch die deutsche Bildung, um als geborener Franzose deutsch zu dichten; — und endlich bei diesem kleinen Hügel anzukommen, wie Peter Schlemihl, müde der langen Wanderschaft und voll Sehnsucht nach dem jenseitigen Meeresstrande!

Dort unter dem glänzenden Leichensteine ruht ein anderer Reisender, der Berliner Petrus Simon Pallas, von seinen Expeditionen. „Multas per terras jactatus ut naturam rerum indicaret“ — sagt die Inschrift. Katharina von Rußland

schenkte ihm Besitzungen in der Krim; in neuester Zeit donnerten die Geschütze die orientalische Frage über dem Boden, den ihn die Fürstin als Ruheort anwies. Simon Pallas wußte vorher, daß Alles vergänglich ist, Ruhm und Gnade und Besitz, und er kehrte nach Berlin zurück, um sich das sicherste Asyl zu suchen: ein Plätzen auf dem Halleschen Kirchhofe.

Dicht bei einander ruhen die Lieblinge der dramatischen Muse. Ein Vorhang von Erde ist über ihre Werke gefallen, über die klassischen Gestalten der Bethmann-Unzelmann, wie über die Helden und Karrikaturen des Breslauers Fleck. Des großen Friedrichs Nationaltheater leitete Fleck noch nach dem Tode des Königs. — „Der Leidenschaften Flamme, des Hochsinns Adel, der Tugend Göttergestalt prägte er mit des Genies Schwunge staunenden Hörern ins Herz, und das Laster bebte" — rühmt die Inschrift des schon verwitternden Grabsteins. — Nach ihm erstand die praktische deutsche Schule, die nationaler wirkte als Friedrichs Theater, nationaler sogar als die idealischen Bestrebungen Schiller's und Göthe's, und dort schlummert ihr oberster Meister, August Wilhelm Iffland, der Größte unter den Darstellern naturgetreuer Charakteristik.

Auch die Plänkler gegen des Todes Feldgeschütz, die Aerzte, haben hier ihre Stelle gefunden. Ein stattliches Monument erinnert an Gräfe, den Reformer der Lazarethe, und dort liegen die Gebeine Heim's. Als Jüngling erkletterte er die schwindelnde Höhe des Straßburger Münsters, — als Mann ergründete er die Tiefe der medicinischen Empirie. Noch heute stirbt kein Berliner Bürger der alten guten Zeit, der nicht am Sterbebette seufzte: „Wenn nur der alte Heim hier wäre:"

Dort ruht der preußische Tyrtäus Stägemann. An seinen Hügel knüpft sich die Erinnerung an Hardenbergsche Politik, an die Preußische Staatszeitung und an die Franzosenkriege.

An jenem Grabe seines Zeitgenossen und Staatszeitungs-Kollegen weinen die Berliner Jungfrauen, die ihre ästhetische Bildung der Leihbibliothek verdanken. Hier liegt Clauren, der Mimili Dichter. Die Geschichte schien die prickelnde Sentimentalität durch die Revolutionen von 1830 und 1848 überwunden zu haben; auch die Kritik hielt sie für vernichtet durch die Waffe der Satyre. Aber die Clauren-Belletristik ersteht immer neu, und so lange es in Deutschland liebesüchtige Blondinen und unpolitische Männer giebt, so lange werden deutsche Weiberthränen den Grabeshügel des Hofraths Heun benetzen.

Unweit davon, auf der neueren Abtheilung des Kirchhofes, ruht ein anderer Romandichter, der aber keine Mondscheinliebe sondern historische und politische Darstellungen in seine Novellen verflocht: Theodor Mügge, der Verfasser von „Toussaint", von der „Vendéerin" und vom „Vogt von Sylt."

Die Abendlüfte flüstern in dem feinen Laub der Cypresse und in dem dunklen Geflecht des Epheus; von den Hügeln aufwärts erhebt sich der Gedanke an Ruhm und Unsterblichkeit zu den Höhen des Olymps.

„Doch ich bleibe lieber hier,
Muß ich eben sagen,
Beim Gesang und Glase Wein
Auf den Tisch zu schlagen!"

Hinaus von der Stätte der Todten auf die geräuschvolle Landstraße, unter die Reihen der frischen Lebendigen! Vorüber

an der andern Leichenstätte dort oben am Hügel, wohin die Sonne ihre scheidenden Strahlen zum letzten Gruße sendet; Wir treten nicht ein, aber gedenken der beiden Großen, die dort ruhen, Plato Schleiermacher und des Reigenführers der Romantik, Ludwig Tieck. Sie ruhen auf gleichem Grunde, wie sie auf gleichem Boden aufgewachsen waren: auf dem Boden der symbolischen Weltanschauung. Hellenismus und Nationalromantik, Pantheismus und Christenthum: — es vereint sich Alles am besten unter dem Rasenhügel beim Strahl der Abendsonne.

„Hinauf, hinauf strebt's.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe,"

Hinauf denn! — Der Knabe zünde die Fackel wieder und fülle die Schale mit Nektar!

Die Wettrennen.

Wenn auf dem Alexanderplatz in Berlin eine Stadt von Bretterhäusern wie ein neues San Franzisko entsteht, bevölkert von Wollsäcken, Mäklern, Gutsbesitzern, Pächtern und Engländern — steckt man zu derselben Zeit im Süden der Stadt in der Nähe des Dorfes Tempelhof, ein ebenes Terrain ab, errichtet Zuschauer- und Musikanten-Tribünen, Ställe, Jockeywaagen und Zugkraftmesser. Hier ist der Platz für das Pferderennen, das Derby und Epsom der Berliner.

Nachmittags belebt sich die Straße nach Tempelhof durch vier- und zweispännige Wagen, Phaëtons, Karrikel, Kaleschen, Omnibus und Droschken, durch herrschaftliche Reitpferde und Miethsgäule, durch eine Unzahl von Fußgängern. Es giebt darunter Bürger von altem Schrot und Korn; Frauen mit sentimentalen Augen; Kindermädchen, die Generation der Zukunft an der Hand leitend; bummelnde Söhne tugendhafter Eltern; Sportsmen, die das dreibeinige Pferd reiten oder die seidene Trense mit der Nadel führen. Alle sind voll Eifer für den Sport, voll Aufregung für die Steepelchase, voll Interesse

für die Veredelung der Pferde. Der Berliner begreift zwar nicht, wie diese Veredelung durch das Rennen erzielt werde und wozu ein Pferd überhaupt Schnelligkeit besitzen müsse, denn in Berlin selber darf man nicht schnell reiten und im ganzen Lande sieht man das Pferd nur zum Ackerbau, zur Lastarbeit und zum Felddienst gebraucht; — der Berliner aber hat in der Zeitung gelesen, das Wettrennen diene zur Veredelung des Pferdes, und die Vossische ist eine ebenso ehrenwerthe Zeitung wie Brutus ein ehrenwerther Mann war. Der Berliner begiebt sich also zum Wettrennen, obgleich die Sonne, gleich einer trauernden Wittwe, nur hinter einem Schleier und durch Thränen lächelt.

Auf dem Plane erscheinen die Virtuosen der Reitkunst, die Enthusiasten für Vollblut, die Schwärmer für die „Schafsköpfe" und „Schwanenhälse" der Pferde, für kastanienbraune Augen, ausgehöhlte Kinnbacken und ausgefüllte Flanken.

Als das Pferd geschaffen war, meinte der Mensch, es tauge nicht viel und müsse veredelt werden. Er veredelte es, und ihr könnet nicht glauben, wie groß seine Freude war, als er ein Thier mit schmaler Brust, lang gestrecktem Körper, langen Ober- und kurzen Unterschenkeln zu Stande gebracht hatte. Das war ein echt englisches Rennpferd, von dem unser Flying Dutchman, Uncle Tom und Dark Boy abstammen, die Perlen der Rennbahnen, die Diademe der Steeplechases. Solche Thiere wußte man sich anzuschaffen, und englische Jockeys dazu. Wie das englische Pferd ein veredeltes Thier, so ist der englische Jockey ein veredelter Reitknecht, ein unerschrockener, gewandter und geduldiger Mensch mit kurzem, schmalem Oberleib, langen Schenkeln und beweglicher Faust.

Diese Jockeys haben ihre eigene Diät und leben nach Gesetzen, die unsere berühmten Diätetiker, weder Hufeland, noch Ideler, noch Schultze-Schultzenstein schwerlich empfehlen würde. Das sind Geheimnisse der Zunft, Regeln alten Herkommens; wie viele Pfunde mageren Beefsteaks man täglich essen, wie viel Thee und ausnahmsweise Rheinwein man trinken, wie viel Coriander und Lakritzen man genießen und mit wie vielen Decken man sich zudecken müsse, um sich reichlich zu nähren, gut zu verdauen, derb zu schwitzen und ein rechtschaffener Jockey zu werden. Das Rennpferd ist das höchste Gut des Jockey. Was geht ihn die Natur an, was der Staat, oder die Schönheit des Weibes, diese gleichgültigen Dinge? Sprecht mit ihm von der Natur der „Bajadère", von dem Temperamente des „Zulu", von den schönen Ellenbogen des „old Brown!"

Wenn die Glocke zum Running erschallt, fliegen sie dahin wie die Pfeile, die luftigen Thiere mit ihren spitz vorgebeugten Reitern in bunten Jacken und Kappen. Rechts und links kreuzen die Garde-Lieutenants auf Voll- und Halbblut die Bahn; edle Herren mit dicken Bäuchen reiten, durch das Beispiel angeregt, in feurigerem Galopp als gewöhnlich, von einer Fahne, von einer Ecke der Bahn zur anderen; die Musik schweigt und die Trompeter stellen sich auf die Bänke; die Zuschauer drücken gegen die Barrière, lehnen den Oberleib über das Geländer, überschreiten auch wohl, ungeachtet der polizeilichen Aufsicht, die Schranken; die Gäste in den Restaurationsbuden leeren schnell ihr Glas und eilen auf die Tribüne. Dort herrscht allgemeine Aufregung: die Augen funkeln, es wird gerufen, gestritten, gefragt, gewettet; selbst unsere Damen bekommen einige Aehnlichkeit mit den schönen Spanierinnen,

die aufjauchzen und in die Hände klatschen, wenn der schlanke Matador dem Stier einen geschickten Stoß versetzt. — Die Rennen bieten aber auch mancherlei Abwechselung und es ist unterhaltend genug, wenn die Landwehrpferde aus der Bahn brechen, stätisch werden, die Hürden umwerfen, oder mit ihren Reitern, den verwegenen Rixdorfer Schlächtergesellen, zu Boden stürzen.

Seitdem Berlin Weltstadt geworden ist, nehmen auch die aristokratischen Amazonen an diesem kühnen Sport Antheil. Eine angenehme Abwechselung zwischen dem Rennen der Pferde bieten die Wagen-Wettfahrten im Schnelltrabe, bei welchen sich die vom Wagenbauer Neuß gefertigten Gefährte in ihrem vorzüglichen Bau bewähren. Auch ein Schnellläufer, merkwürdiger Weise ein Rixdorfer Weber, dem man kaum diese Schenkelkraft zumuthen sollte, benutzt zuweilen eine Pause, um den Rundlauf durch die Bahn zu machen und wird großmüthig belohnt von den vornehmen Herren, die ihm zu Roß auf den Fersen gefolgt sind.

Wenn das Rennen vorüber ist und die edlen Thiere, in Decken gehüllt, nach den Tempelhofer Ställen zurückgeführt sind, bewegt sich der größere Theil der Zuschauer nach Berlin zurück, mit Staub bedeckt, von Aufregung erhitzt. Viele aber kehren in Tempelhof ein, denn sie haben auf der Bahn nichts genossen und wollen doch den „scheenen Durst nicht umkommen lassen." Hier sieht man denn auch die Jockeys an wohl besetzter Tafel ruhig ihren Braten verzehren, ihren Thee trinken. Nur der geübte Menschenkenner bemerkt aus einer schwachen Andeutung von Sorge auf Tom's Gesicht, daß „good Joke" zurückgeblieben ist, während er in Willy den Sieger nur an

dem behaglichen Schnalzen beim Theetrinken erkennt. Zuweilen dringen zwischen Bratenbissen und halb geöffneten Lippen hindurch jene Grunz- und Zischlaute Ti- ehtsch und Döbblju, deren Rauhheit Milton dem kalten englischen Klima zuschrieb, und die nur in einer echt britischen Gurgel zur Reife kommen können.

Während Amurath, Davy, Flying Dutchman und Miß Anna ihr Hart- und Rauhfutter und die Jockeys ihre kalten Cotelettes verzehrt haben, sind auch die Berliner Sport-Zuschauer so weit gekräftigt, um bis zur nächsten Station, dem Hopfschen Bierberge zu gelangen. Sie begeben sich auf den Weg, wobei die Knaben sich nicht hindern lassen, über die Chausseegräben hinüber und herüber zu springen; Fräulein Marie übt im Stillen das Döbblju, wie es ihr vorgesprochen, und der Papa äußert unbefangen den Wunsch, er möchte wohl auch jeden Abend so gut speisen wie Master Charles, wenn er auch auf den Thee verzichten und sich mit einer Weißen begnügen müßte. Alle aber stimmen darin überein, es sei doch schön, sich die Veredelung der Pferde so angelegen sein zu lassen

Berliner Aerzte.

„Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen;
„Ihr durchstudirt die groß' und kleine Welt
Um es am Ende gehn zu lassen,
Wie' Gott gefällt."

Es giebt keinen schlagenderen Beweis für die Gebrechlichkeit unserer Generation als die Unzahl der Aerzte, die sich in einer großen Stadt, wie Berlin, aufhalten, praktiziren, concurriren und subsistiren. Alles ist ungesund und Alles möchte gesund werden. Es ist ein Glück, daß wir keine spartanischen Mütter haben, daß unsere Mütter ebenso gebrechlich wie wir selber sind: wir würden sonst Alle elendiglich ausgesetzt werden. Unter solchen Umständen ist es ein Trost, daß die Quacksalberei eine Wissenschaft und die Mediziner Sanitätsräthe geworden sind. Mag man immerhin behaupten, die Arzneiwissenschaft stamme von alten Weibern und die Zahl der Krankheiten habe sich mit der Zahl der Aerzte vermehrt; wir glauben nicht daran, eben weil wir krank sind und die Hoffnung zu genesen nicht verlieren möchten. Schon der Anblick eines Arztes imponirt uns, und in der That giebt es nichts Impo-

santeres als einen solchen Mann voll Würde und Selbstvertrauen, der über Leben und Tod gebietet, in doppeltem Sinne kurfähig ist und die Anwartschaft auf reiche Erbinnen hat.

Die ganze gelehrte Zunft der Aerzte zerfällt in die alte und neuere Schule. Die neuere Schule rekrutirt sich aus den Jünglingen, die in dem Stadtviertel bei der Charité in Chambres garnies wohnen und von ihren Stubenwirthinnen „Herr Doktor" titulirt werden, wofür sie sich dadurch erkenntlich zeigen, daß sie die Sophaüberzüge mit den Stiefeln zerreißen und die Möbelpolitur mit der Kaffeemaschine verderben. In der Bierkneipe erzählen sie sich schreckliche Krankheits- und Operationsgeschichten; dabei handhaben sie das Messer wie ein Sektionsinstrument und schneiden in die Cotelette wie in das frische Fleisch eines Patienten. Für sie giebt es keine Gifte und am liebsten möchten sie die kleinen Kinder mit Calomel aufpäppeln; für große Vermessenheit erklären sie es, daß Mütter ihre Kinder nähren, ohne vom Arzte ein Recept dazu zu verlangen. Diese bärtigen Jünglinge begegnen uns später als rasirte Männer, die der Idee des Fortschrittes der Wissenschaft huldigen. Sie haben sich mit der neueren Chemie und Physiologie und mit der Lehre vom Stoffwechsel bekannt gemacht, und sprechen von der Erzeugung des Kreatin und Kreatinin wie der Dintenfabrikant von den Ingredienzien der Alizarindinte; mischen die Eiweiß- und Kaseïnstoffe im Körper, wie die Köchin Eierkäse macht, und färben das Blut nach Belieben wie die Schönfärber. Ihrer Ansicht nach hat der Mensch gar kein Recht von seinem Körper zu sprechen, denn er erhält seinen Bedarf von der Erde nur auf kurze Wechsel und muß früher oder später die ganze Aktivmasse mit einem Male be-

zahlen und seine Ueberreste werden vom Winde zerstreuet wie die Asche der heiligen Genovefa. — Gegen diesen Jatro-Chemismus oder Weltmaschinenbrauch, welcher eine Leiche von einem lebenden Menschen nicht wesentlich unterscheidet, findet sich in der neuen Schule selber ein Gegensatz in den Anhängern der Schultz-Schultzensteinschen Theorie, welcher zwar auch den Stoffwechsel unter dem Namen „Mauserung" anerkennt, jene Rationalität der Wissenschaft aber nur als aufgewärmte Prinzipien des Système de la nature, als saure Digestionstheorie, als Weber- und Töpfergeist gelten läßt. Einen anderen Gegensatz bilden die Theoretiker, welche sich mit ihrem Meister Rademacher auf die „scheidekünstige Lehre des alten Geheimarztes" Theophrastus Paracelsus stützen und, ohne es zu wollen, dem alten Empirismus huldigen, der für jede Krankheit ein Wunderkraut erfunden hat.

Die neuere Schule hat den Vorzug des wissenschaftlichen Weiterstrebens, wenngleich sie ihre Experimente leider häufiger an Menschen als an Kaninchen vornimmt. Die jungen Aerzte berathen über Maßregeln, sich von den schlechten Zahlern ihr Honorar zu verschaffen; sie haben ihre Centralzeitung, worin wissenschaftliche Mittheilungen, medizinische Geographie und Tagesgeschichten verhandelt werden; sie haben ihren Verein, worin Jener erzählt, wie er im Magen einer an Peritonitis leidenden Dame eine Concretion von Haaren gefunden, und Dieser beweist, daß Milchkaffee sich im Magen zu dänischem Leder verwandle. Hufeland's Ansichten erklärten sie für einen überwundenen Standpunkt, Hufeland für einen Böotier, Hahnemann für einen verschmitzten Charlatan, Prießnitz für einen Wasserkopf. — Alle streben danach, Praxis und eine Equipage

zu erwerben, denn nur der fahrende Doktor gilt für einen erfahrenen, und ein Arzt ohne Equipage ist wie ein Gewehr ohne Schloß, wie ein Laden ohne Schaufenster. Manche kommen wirklich empor. Sie sind liebenswürdig und heirathen eine Erbin oder eine wohlhabende Hebamme, die ihnen Patienten verschafft. Jener, der stets eine besondere Neigung für geistige Störungen verrieth, legt eine Irrenanstalt an; Dieser ein orthopädisches Institut, worin er die Skoliose unsers heranwachsenden schönen Geschlechts durch „linksspannrechtseckrechtsstoßstehende Plandrehung" oder durch „linksruheckrechtsecklinksschiefhochspaltsitzende Rumpfstellung" kurirt. Ein Anderer wendet sich zur Homöopathie, läßt sich Haar und Bart wachsen, eifert gegen Allopathie und gegen die Pockenimpfung, erklärt den Kaffee für Gift und trinkt seine Tasse bei Stehely nur ganz spät und verstohlen; er kurirt einen Buckligen mit einem Streuküchelchen conium in der dreißigsten Potenz, und wenn das Mittel nicht anschlagen sollte, so hat der Patient wahrscheinlich ein Schwefelholz gerochen oder ist an einem Apothekerladen vorübergegangen. Ein Vierter erringt sich Praxis in einem Arbeiterstadttheil; hier braucht er wenig Rücksicht auf das Corrigens zu nehmen, muß aber die Basis in dreifacher Dosis verschreiben; am meisten Mühe hat er mit der Diät, besteht aber unerbittlich darauf, daß der Nervenfieber-Patient des Tages nie mehr als vier Schnäpse und vier Seidel zu sich nehme. Ein Fünfter erhält eine Anstellung in einer Wasserheilanstalt, wo man die Patienten mit Hölle und Sündfluth zu gleicher Zeit traktirt und jede Oeffnung des Körpers als Spundloch benutzt. Ein Sechster wird Stellvertreter eines Koryphäen, der nicht nur die Wissenschaft eines Hippokrates, sondern auch

schon die facies hippocratica besitzt; nach seinem Tode übernimmt er seine Clientel, heirathet seine Equipage und schreibt eine Broschüre über einen obscuren Badeort, den er dadurch, wie sich selbst, zu Ansehen bringt.

Diejenigen, die sich nicht emporheben, treten auf das medicinisch-literarische oder gar auf das belletristische Feld über, schreiben Gesundheitslehren für alle Stände und vernichten jede Krankheit durch ein Buch in kleinem Octav; oder sie dichten komische Almanache, verfertigen auch Romane und Theaterkritiken. Dabei bleibt ihnen immer das Recht zu prakticiren und die Aussicht auf eine reiche Heirath.

Von diesen Emporkömmlingen sind diejenigen Heilkünstler zu unterscheiden, welche bis über die Ohren in der Praxis stecken und fast alle der alten Schule angehören, weil ihnen die Zeit fehlt, sich um die neue zu kümmern. Hierzu sind auch die Hebeammen zu zählen, welche den Eigendünkel haben, daß sie sich nicht gern der Wöchnerinnen annehmen, die bei ihnen nicht „angemeldet" sind, daß sie gern starken Kaffee trinken und die Patientinnen zum Plaudern verleiten, anstatt sie zur Ruhe zu verweisen; die geprüften Wundärzte, Aerzte und Geburtshelfer, welche merkwürdiger Weise Alle ein zerschlagenes Porzellanschild an ihrer Thür haben; sie gehen zu Fuß oder bedienen sich eines Miethwagens, sind auch mit Klystierspritzen, Hafergrützumschlägen und Zugpflastern eher nützlich als schädlich. Die oberste Gattung sind die rein „innerlichen" Aerzte, die nicht, wie in Paris, die Arbeit unter sich theilen, sondern mit zwei oder drei Ausnahmen den ganzen Körper mit allen Organen, Sünden und Fehlern unter ihre Behandlung nehmen. Es giebt unter ihnen schlichte

Doktoren, aber auch viele Medizinal- und Sanitätsräthe; die Wenigen unter ihnen, welche sich seit der Zeit der Feldzüge durch Praxis, ohne Studium und Diplom, vom Feldscheer emporgearbeitet hatten, sind gestorben. Sie haben eine weite Praxis, denn die größere Zahl des Publikums will im Arzt einen Empiriker à la Heim sehen, dem sie blindlings Vertrauen schenken. Und blindes Vertrauen verlangen diese Herren, Autorität auf Leben und Tod; wehe dem Vermessenen, der sich einfallen ließe, nicht gläubig niederzuschlucken, was sie ihm verschreiben; gegen die Armen sind sie etwas barsch, in ihrer übrigen Praxis zeigen sie sich verschieden. Vorzüglich haben sie sich an die Frauen zu halten und diese zu gewinnen ist ihre wichtigste Aufgabe. Einige gehen denselben — nach Goethe's Rath — zart entgegen, Andere mit jener Härte, welche den Nerven hysterischer Naturen schmeichelt. Es giebt fast keine Frau, die ihren Hausarzt nicht anbetete, „weil er ihre Natur so gut kennt." Auch gegen die Männer ist ihr Benehmen nicht gleichmäßig. Während Jener den strengen und biederen Receptgeber herauskehrt, befleißigt sich Dieser der Liebenswürdigkeit, als Erzähler und Kritiker. Da das herrschende Uebel unserer Zeit die Hypochondrie ist, so müssen Alle mehr oder weniger langmüthig in die Launen der Obstruirten eingehen. Fast Alle sind auch joviale, alte Bursche, die gut schwatzen und noch besser schmausen. Ihr Hauptstolz ist ihre Equipage, mit der sie gewissermaßen zusammengelebt sind. Sie husten wie Leute, die gewohnt sind in einer gelben Kutsche zu sitzen; sie niesen, als würden sie von zwei Apfelschimmeln gezogen — und umgekehrt: kann man die Wagenpolster nicht sehen, ohne an den dicken Doktor zu denken; man erinnert sich

des rothnasigen Doktors, wenn man seinen rothnasigeren Kutscher sieht; man gedenkt der Mittel, die er verordnet, wenn man an die Natur seiner Grauschimmel denkt. —

In eine Nebenkategorie gehören die Zahnärzte.

In unserer bärtigen Zeit fehlt es weniger an Haaren auf den Zähnen, als an Zähnen selber; aber nur der Reiche kann diesem Mangel abhelfen, und so sind die Zahnärzte auch nur für die wohlhabende Klasse, die theure Gebisse, kostbare Tinkturen und glänzende Wohnungen bezahlen kann. —

Rechnen wir zu allen diesen Heilkünstlern noch die Apostel des Apfelweins, des Malz-Extrakts oder Daubitz-Liqueurs, Bullrich'scher und anderer Salze, verschiedene Winkel- und Wunderdoktoren, so bleibt uns, wie Karl XII. in Bender und dem Marschall von Sachsen in Mitau, nichts übrig, als uns endlich der Uebermacht zu ergeben und uns zu tröften mit Hamlet's Worten: „Alexander starb, Alexander verwandelte sich wieder in Staub; Staub ist Erde und aus Erde machen wir Lehm."

Kleine Leiden eines Weltstadtbürgers.

Es hat keine Zeit gegeben, wo man nicht die Darstellungen idyllischer Ruhe und Einfachheit geliebt hätte. Geßner's Schäferlieder, Hölty's und Matthisson's Gedichte und Auerbach's Dorfgeschichten haben so zu den verschiedensten Zeiten gleiches Glück gemacht. Denn das Publikum der großen Städte, wo die Sinne stumpf und die Nerven überreizt werden, dieses betäubte und abgehetzte Publikum ist geneigt, sich wenigstens in der Einbildung in jene Gefilde ländlicher Stille zu versetzen, wo die Umgebung uns nicht mißhandelt, wo man nicht Staub, sondern des Himmels Luft athmet, wo man nicht Mauern, sondern der Sonne Licht sieht.

O, diese thörichten Bewohner der großen Städte, die sich zusammendrängen, um sich zu meiden und zu beneiden, an einander vorüber zu rennen und sich zu Tode zu wetteifern! O, diese großen Städte mit ihren kleinen Miseren, diesen Miseren, die nicht, wie ein großes Unglück, ihr Opfer mit einem Schlage fällen, sondern uns mit Nadelstichen prickeln,

mit Zangen zwicken und mit Zugpflastern peinigen. Solche kleinlichen Unglücksfälle gehören nur den großen Städten an, einer Stadt wie Berlin, wo sie, wie ein Contagium, unsichtbar in der Luft schweben und täglich ihre bestimmte Anzahl Opfer überfallen, während sie eine Anzahl anderer Menschen verschont lassen. Die Opfer aber merken es schon in aller Frühe, wenn ihr Unglückstag angebrochen ist, an einer gewissen Beklemmung und an den verschiedensten Umständen.

Ich merke es schon, wenn mein Kanarienvogel zu früh zu singen anfängt und mich aus dem Schlafe weckt.

Ich liebe die Vögel da, „wo die Wolke haust und der Waldstrom braust", — nicht liebe ich aber diese Stubengefangenen, die dem Menschen das ihnen angethane Unrecht mit Freudengezwitscher vorklagen. Ja, ich würde offen gestehen, daß ich jenen Kanarienvogel hasse, wenn ich mich nicht vor meiner Frau fürchtete. Denn er gehört eigentlich meiner Frau und ich habe einwilligen müssen, ihn ihr als eine Erinnerung an ihre Mädchenjahre zu lassen.

Zwar habe ich einige heimtückische Mordversuche an dem Thierchen gemacht, aber vergebens.

Ich ließ ihn eines Tages, als ich ausging, aus dem Käfig und sperrte eine Katze in dasselbe Zimmer. Bei meiner Rückkehr fand ich, daß der Vogel noch lebte, die Katze aber das Dintenfaß über meine Bücher umgekehrt hatte.

Ich mischte zerstoßene bittere Mandeln unter sein Futter, aber er fraß die Hanfkörner und ließ die Mandelstücke auf dem Grunde seines Futternäpfchens liegen.

Ich ließ ihn heimlich zum Fenster hinausfliegen. Meine Frau weinte; ich mußte den Verlust in drei Berliner Zeitungen

inseriren lassen und am nächsten Tage dem ehrlichen Vogelfänger eine angemessene Belohnung zahlen.

Seit dieser Zeit habe ich mich in mein Schicksal ergeben und zähle die Jahre, die dieser hoffnungsvolle Kanarienzeisig noch leben mag — was, beiläufig gesagt, nach den Hypothesen eines berühmten Naturforschers, noch ziemlich lange dauern kann. Das Schlimmste aber ist: meine Gattin besteht darauf, daß die Erinnerungen ihrer Mädchenjahre mit ihr in einem und demselben Zimmer übernachten sollen.

Dafür räche ich mich aber damit, daß ich das gleiche Recht für meinen Hund in Anspruch nehme. Dieser Hund ist eigentlich auch nicht der meinige, sondern er gehört einem abwesenden Freunde Gustav, der mir funfzig Thaler schuldig ist. „Ich kann Dir Dein Geld jetzt nicht zurückzahlen," — sagte Gustav bei seiner Abreise — „aber ich will Dir meinen guten Willen zeigen und Dir meinen Hund für die Zeit meiner Abwesenheit in Kost geben."

Meiner Frau rede ich aber vor, dieser Köter sei der Gefährte meiner Wanderungen gewesen; in Paris habe er die Gläubiger von meiner Thür fern gehalten; er sei mir, als ich ihn verlassen wollte, von Marseille nach Nizza nachgeschwommen, habe mich in den Abruzzen von einer Räuberbande befreit und mich in den Alpen, nachdem eine Lawine mich verschüttet, wieder ausgegraben.

Nachdem die Mädchenerinnerungen meiner Frau mich geweckt und das Andenken meines Freundes mit Bellen eingestimmt hat, entschließe ich mich, schlaftrunken das Bett zu verlassen und an eine literarische Arbeit zu gehen. — Die Magd hat zwar geheizt, aber das Zimmer ist kalt. In Berlin bedient

man sich einer Art phlegmatischer Kachelöfen, welche niemals das Zimmer heizen und selber erst warm werden, wenn man zu Bett geht. Daß ich mir einen eisernen Ofen anschaffe, leidet mein Wirth nicht, da er — der Himmel weiß, durch welche Gedanken-Combination — mit einem eisernen Ofen die Vorstellung von dem Untergange seines Hauses verbindet. — Es bleibt mir also nichts übrig, als mich dicht an den Kachelofen zu drücken und zu versuchen, ob ich ihn nicht durch das Reiben meines Rückens erwärmen kann.

Alle großen Schriftsteller konnten nur bei gänzlicher Stille produciren. Selbst der große Goethe verließ sein „Spinnennest" (wie Zelter das Haus zu Weimar nannte) und flüchtete in eine noch stillere Gartenklause oder entfloh gar nach Jena, wenn er etwas Großes schaffen wollte. Aber wir armen literarischen Eintagsfalter müssen unter dem Köder der Periodizität und unter den Quälereien des Straßenlärms unsere Flügel zerschlagen.

Kaum habe ich die erste Periode begonnen, als Tello (so heißt der Hund, der mich aus der Lawine herausgegraben hat) sich mir nähert und fortwährend mit der Pfote mein Knie kratzt — ein Zeichen, daß er sein Frühstück verlangt. Das Frühstück ist aber nicht vorhanden. Zwar ist das Dienstmädchen schon seit einer halben Stunde zum Bäcker gegangen, aber noch ist es nicht zurückgekehrt. Ein Berliner Dienstmädchen hat mit einem Kometen gemein, daß man ihre Wiederkehr nie genau bestimmen kann. Es sind nebelhafte Wesen, die des Abends in den dunklen Hausfluren umherspuken, als ob sie die weiße Dame einstudirten, und die bei Tage durch jede Pickelhaube oder Küchenschürze von der regelmäßigen Bahn abgelenkt

werden. Ich gebe also dem alten Pudel und Pseudo-Bernhardiner den Rath, sich zu gedulden und mir inzwischen meine Füße zu wärmen, während ich dem Ofen den Bauch wärme.

O, durch welchen Höllenlärm von Wagengerassel und Ausrufern, von Kindergeschrei und Hundegebell muß mein Styl sich hindurcharbeiten! Dieses Ringen nach Luft, Ruhe und Sammlung, dieses Wetteifern mit physischem Getöse merkt ihr allen Erzeugnissen großstädtischer Literaten an, mögen dieselben in Berlin, Paris, London oder Wien leben. Ihr Styl muß unter dem Donner des Tagesgetöses den abgestumpften Ohren des Publikums hörbar werden, ihre Figuren müssen eine übermenschliche Größe annehmen und gleichsam an den hohen Häusern hinaufwachsen. Der Styl mag unnatürlich sein, aber man nennt ihn pikant.

Von dem zunehmenden Lärm geängstigt, überlasse ich den Kachelofen der Gefahr, sich zu erkälten, und flüchte in eine Hinterstube. Von hier vertreibt mich ein Leiermann, der „Lotte ist todt" spielt. — „Die Wissenschaft muß umkehren" hat Rousseau gesagt und Stahl nachgesprochen. Was aber von der Wissenschaft noch nicht gilt, hat die Kunst der Hofvirtuosen geleistet: denn dieses schöne Lied von der todten Lotte, das jetzt wieder auf allen Straßen und Höfen gesungen und gedudelt wird, hörte ich schon als kleiner Knabe. So trägt unsere Umgebung selbst dazu bei, daß wir im Alter kindisch werden.

Ich flüchte vor Lottens Auferstehung in ein drittes Gemach, das letzte, welches mir meine bescheidene Wohnung bietet. Aber, wehe mir! Kaum setze ich die Feder an, so ertönt neben mir die Stimme der Choristin, die sich zur Solosängerin ausbildet.

Diese Choristin ist mir zuweilen auf dem Flur begegnet. Sie scheint so verstimmt, wie ihr Klavier, und sieht so sauer aus, als befolge sie den ganzen Tag Zelter's Rath, sich den Mund mit Essig auszuspülen, um eine reine Stimme zu bekommen.

Da ich nicht weiter flüchten kann, so bleibe ich, lasse die Feder sinken und verfalle in ein dumpfes Brüten.

Da tritt meine andere Hälfte in das Zimmer und ich merke an ihrem liebenswürdigen Gesicht, daß sie mir melden werde, sie sei mit ihrem Wirthschaftsgelde nicht ausgekommen. Wenn man bedenkt, wie viel solche Hälfte kostet, so müßte man sie eigentlich Dreiviertel nennen.

Ich öffne meine Privatkassette, aus der ich meine aparten Auslagen bestreite. Wir Männer müssen Konditoreien, Wein- und Bierhäuser besuchen; bei den Literaten nennt man dies „Lokalnotizen sammeln." — Zu meinem Entsetzen gewahre ich, daß auch meine Kassette leer ist, und es bleibt nichts anderes übrig, als zu einem meiner Verleger zu gehen und mir rückständiges Honorar auszubitten.

Mein Verleger wohnt eine Stunde weit von meiner Wohnung, und wenn ich ihn noch zu Hause treffen will, so ist Eile nothwendig.

Mit dem geflügelten Schritt eines Menschen, der Geld „auftreiben" will, schreite ich über die Straße; jeder Augenblick ist kostbar. Es begegnet mir ein ehemaliger Schulkamerad, der mich glücklicher Weise nicht aufhält, weil er ein Wirklicher Geheimer Kriegsrath geworden und mich nicht mehr kennt.

Noch nicht hundert Schritte weit, muß ich stillstehen und auf einen Wagen warten, der gerade aus dem Thorwege kommt.

Da der ungeschickte Wagenlenker aber abwechselnd bald mit dem rechten, bald mit dem linken Hinterrade an den Prellstein festfährt, so entschließe ich mich endlich, um weiter zu gelangen, zu einem weiten Umwege durch den Schmutz.

Es währt nicht lange, so begegnet mir auf dem Trottoir eine verschleierte Dame. Weiche ich nach rechts aus, so tritt sie nach links; wende ich mich links, so geht sie rechts; es ist, als ob ich das ballottez aux dames beim seligen Gasparini machte. Ich stehe endlich still und betrachte die Dame. Erstaunen, Verwunderung — es ist Emma, meine erste Liebe! Sie erkennt mich, sie erröthet; ein Schrei der Ueberraschung, ein leuchtender Blick aus ihrem Auge: in wenigen Minuten ist das alte Vertrauen gewonnen und sie erzählt mir, daß sie einen abscheulichen Menschen heirathen solle und daß ich sie nothwendiger Weise entführen müsse.

„Aber bedenken Sie, Emma, ich — ein Mann, der eine Frau, vier Knaben, einen Kanarienvogel und einen Hund hat!"

„Ich erwarte Dich um neun Uhr auf dem Opernplatze. Wenn Du mich nicht entführst, so hast Du mich auch niemals geliebt!"

„Gut, ich werde kommen."

Diese jungen Mädchen sind unpraktisch und wollen die Welt nach ihren Romanen regeln. Schade um die Zeit, die ich verloren habe!

Kaum befreit, hält mich ein Mensch an, der plötzlich um die Ecke biegt, stutzt, mich ansieht und dann in meine Arme sinkt. Der Mann sieht sehr schäbig aus, aber nennt mich „alter Junge" und giebt sich für einen Schulkameraden aus. Ich muß ihm glauben, denn er erinnert mich daran, daß er

mich öfters durchgeprügelt, meine Aufsätze abgeschrieben, mich einmal in das Carcer gebracht, und an dergleichen andere angenehme Einzelheiten. Nachdem er acht Groschen von mir geborgt und nach meiner Wohnung gefragt, küßt er mich zum Abschiede. — Ich werfe ihm einen Blick nach: dieser Leibrock, welcher aussieht, als ob er sich des Abends verstohlen an den Häusern entlang drückte, dieser Hut, der an den niederen Eingangsthüren der Bierkeller seine Form verloren zu haben scheint; — dieses Alles verräth den Vagabonden.

Der wirkliche Geheime Kriegsrath verleugnete mich, aber unter der schmutzigen Weste des Taugenichts schlug ein Herz, das für Freundschaft empfänglich ist.

Wie hatte doch jener große Pädagoge Recht, der seine Schüler anredete: „Ihr künftigen Minister, Generale, Kriegsräthe, Vagabonden, Spitzbuben und Straßenräuber!"

Ich merke jetzt, daß ich zu Fuß nicht weit kommen kann, und entschließe mich, eine Droschke zu nehmen. Der Mann fährt gut; ich glaube sogar, das Droschkenpferd galoppirt. Jetzt bin ich wenigstens vor ehemaligen Geliebten und ehemaligen Schulkameraden sicher.

Plötzlich hält der Wagen an. Was giebt es? Der Kutscher weiß nur so viel, daß er in der engen Straße halten muß, weil sein Vordermann still steht. Endlich erfahre ich von Vorübergehenden, daß an der Ecke der Roßstraße ein Heuwagen mit zerbrochener Achse liegen geblieben sei und die Hemmung im Verkehr verursache. Solche Stockungen in einer kleinen Straße einer großen Stadt bringen, wie die in einem lebenden Körper, Störungen im ganzen Organismus hervor. Jener Heuwagen wird seinen Einfluß auf die entlegensten

Stadttheile ausüben; vorläufig nöthigte er mich, auszusteigen, die Droschke zu bezahlen und meinen Weg wieder zu Fuß fortzusetzen.

Als ich die Wohnung meines Verlegers erreicht habe, erklärt mir die dienstthuende Duenna, sie wolle den Herrn fragen, ob er zu Hause sei; nach kurzer Zeit bringt sie den Bescheid, er sei bereits nach seinem Komptoir gegangen. Dieses Komptoir meines Verlegers ist in der Leipziger Straße, eine halbe Stunde von seiner Wohnung entfernt. Zwar habe ich wenig Vertrauen zu dem Gange, aber ich gehe dennoch nach der Leipziger Straße und erfahre dort, wie ich vermuthet, daß der Herr Prinzipal wahrscheinlich noch zu Hause sein werde.

Geärgert und gelangweilt trete ich den Heimweg an; dabei komme ich einem grimmigen Köter zu nahe, der an dem Wassербache Berlins trauert, daß er den Milchkarren ziehen muß, und in seiner schwermüthigen Laune nach meiner Wade schnappt. Alle Hunde in Berlin müssen zwar einen Maulkorb tragen, aber dieser bewahrt uns Menschen weniger vor den Bissen, als er die Hunde selber, wenn sie uns angreifen, als Visir oder Fechtkappe vor gefährlichen Schlägen auf die Nase schützt. Genug, indem der besagte Hund nach meiner Wade schnappt, beweist er ad hominem, daß er trotz dem Maulkorbe nicht nur bellen, gähnen und niesen, sondern auch beißen kann.

Tödtlich erschrocken, eile ich zum nächsten Wundarzt. Zu meiner Beruhigung ergiebt sich, daß das Beinkleid zwar zerrissen, das Bein selber nur leicht geritzt ist. Der Aeskulap macht aber ein bedenkliches Gesicht:

„Der rectus cruris sive gracilis anterior ist zwar nur leicht getroffen; diese Stelle kann sich aber entzünden und in Folge dessen

können Sie möglicher Weise eine gelbe Gehirnerweichnng davontragen."

„Lieber Doctor! ich bin zwar nur klein von Gestalt, aber ich dächte doch, von der Wade bis zum Kopfe —"

„O, Sie glauben nicht, wie schnell das geht. Indessen hat die Sache noch nichts auf sich, wenn Sie die Arznei gebrauchen, die ich ihnen verschreiben werde."

Der Doctor schreibt das Recept, verbindet meine Schramme, ich honorire ihn und gehe ziemlich sichern Schrittes weiter.

Am Dönhofsplatze versuche ich in dem Lokal von Petsch die zusammenziehende Wirkung des Apfelweins, muß aber doch noch einen benachbarten Kleiderkünstler zur Reparatur meiner Inexpressibles in Anspruch nehmen.

Es ist Abend geworden; der Magen fordert sein Recht und ich gehe in Keller's Hotel um zu speisen.

Eine verzweifelte Stimmung hat sich meiner bemächtigt; Unglück über Unglück, zwar nur kleines, aber recht niederträchtiges Unglück hat mich den ganzen Tag gepeinigt. In solcher Stimmung ist der vernünftige Mensch zu Allem fähig, sogar zu Dummheiten. Ich fasse den Entschluß, Emma wirklich zu entführen, wenn auch nur bis zur Grenze.

Emma empfängt mich freudetrunken:

„Ich wußte, daß Du kommen würdest!"

Ja, hätte mich mein Verleger nur nicht zum besten gehabt und der Hund mich nicht gebissen — ich wäre wirklich nicht gekommen!

Wir verabredeten, um der Paßnachfrage zu entgehen, in Spandau einen Platz auf der Eisenbahn zunächst bis Wittenberge zu nehmen, bis dorthin aber wollten wir den Omnibus benutzen.

Der Spandauer Omnibus nimmt uns in der Mauerstraße auf; wir fahren bei stürmischem und regnichtem Wetter die lange Chaussee entlang. Emma weint und flüstert mir süße Erinnerungen zu: von unseren früheren Spaziergängen nach Charlottenburg, wie wir die Karpfen im Schloßgarten gefüttert und bei Zipter's Kirschkuchen gegessen haben. Die Pferde laufen kurzen Trab, es geht nach dem Spandauer Berge hinauf, wo ich so manches Seidel Bockbier getrunken habe — und jetzt Flüchtling und Entführer!

Der Wagen rasselt auf dem holprigen Pflaster der Festungsstadt.

Der Bahnhof ist erleuchtet; aber an der Kasse ist viel freier Raum und man muß eine freie Stirn haben, um dort hinzutreten. Ich Aermster wußte nicht, daß ein Berliner ohne Paßkarte, der in Spandau ein Billet nach Hamburg oder Wittenberge fordert, möglicher Weise ein verdächtiges Individuum ist, das nicht nur zurückgewiesen, sondern auch festgenommen werden kann.

Eine Stunde später langte ich auf dem Berliner Bahnhofe in der Invalidenstraße, in Begleitung eines Schutzmannes, an. Es ist Beginn der Nacht, Niemand in der Nähe, mich zu recognosciren, und ich besteige mit meinem getreuen Begleiter eine Droschke, die mich nach der Stadtvoigtei führt.

In dem Polizeigefängniß brennt jetzt des Nachts Gaslicht und man kann die liebe Gesellschaft gleich übersehen.

„Siehe da, alter Junge, bist Du auch da?"

Es ist mein Schulkamerad vom heutigen Morgen, der mich begrüßt.

Ich verlebe eine schreckliche Nacht. Endlich öffnet sich die

Thür, man holt uns ab; Diesen ins Verhör, Jenen ins Freie, einen Andern in das benachbarte Kriminalgefängniß.

Ein befreundeter Beamter des Gerichts recognoscirt meine unglückliche Person und eine halbe Stunde später habe ich meine häusliche Wohnung erreicht.

Jetzt sehe ich wohl ein, wie Recht der Berliner hat, wenn er sagt: „bei Muttern ist es am besten,“ und fest nehme ich mir vor, durch keinerlei Mißgeschick mich vom Pfade der Tugend ablenken zu lassen.

Der Berliner Milchbart.

Glückliche, wonnige Zeit, wenn wir der Frühlingssonne die ersten warmen Tage verdanken, wenn Baum und Strauch unter einem bräunlich grünen Anflug das künftige schwellende Laub ahnen lassen, wenn die Lerche aus der Furche des Brachfeldes schwirrend und singend senkrecht zum wolkenlosen blauen Himmel aufsteigt, — glückliche Zeit, diese Zeit des Ueberganges zu sonnigen Tagen voll Blumenduft und Freude, — diese Zeit des Frühlings, der Jugend! Ja, der Frühling ist die Jugend des Jahres, gleichwie die Jugend des Menschen sein Frühling, leider sein einziger Frühling ist.

Wenn der Knabe zum Jüngling reift, offenbart sein leibliches und geistiges Leben die keimende, sprossende Frühlingsnatur. Die Wange säumt sich mit einem weichen Pfirsichflaum; heller strahlen die Augen unter der klaren Wölbung der Stirn; wie die Lerchen des Feldes so schwingen sich heitere poetische Gedanken zum Himmel empor; stärker und bewegter klopft das Herz; fester und entschiedener tritt der Fuß den Boden. Es ist eine schöne poetische Zeit, aber sie ist dennoch

voll Mängel und Unbestimmtheit, wie jede Zeit des Ueberganges; sie ist zum Theil lächerlich wie alles Menschliche. Denn nur der Mensch hat den Vorzug vor der ihn umgebenden Natur, sich lächerlich machen zu können. — Mag der sentimentale Dichter die männliche Frühlingszeit besingen; der Humorist betrachtet ihre scherzhafte Seite — und wahrlich, der sogenannte Milchbart, der männliche Backfisch, bietet ihm hinreichenden Stoff! In einer Weltstadt wie Berlin gedeiht der Milchbart oder männliche Backfisch ganz besonders gut. Das Frühreife, welches hier in allen Verhältnissen hervortritt; der altkluge absprechende Witz, der allen Berlinern eigen ist; der Glanz der Mode; die Lockungen des Standesdünkels; die Reize der Vergnügungen, welche die Großstadt bietet — dies Alles sind die befruchtenden Elemente für das üppige Gedeihen eines verfrühten Mannesalters. Der weltstädtische Milchbart unterscheidet sich daher aber auch wesentlich von dem aus der Provinz; die Poesie, welche diesem das gemüthliche Kleinleben und die Schönheit der nahe angrenzenden ländlichen Natur bieten, schöpft Jener aus dem Theater, aus Romanen, aus sinnlichen Kunstwerken, aus berauschender Musik, aus den Augen von tausend Mädchengestalten, die täglich an ihm vorüberwallen.

Das Alter des Milchbartes beginnt mit dem funfzehnten Jahre. Es ist die Zeit, wo der Mensch kein Knabe mehr, aber auch noch kein Mann ist und doch gern ein Mann, ein ganzer Mann, aber um keinen Preis ein Jünglein sein möchte. Der Körper schießt vorzugsweise in die Höhe, ohne in gleichem Verhältniß an Breite zuzunehmen; daraus entsteht eine Gestalt ohne richtige Proportionen, eine Haltung ohne Festigkeit, eine Bewegung ohne Sicherheit. Selten werden die Kleider dem

schnellen Wachsthume der Gliedmaßen angepaßt, und ausgewachsene Taillen, zu kurze Aermel und Beinkleider erhöhen das Ungefällige in dem äußern Erscheinen des Milchbartes. Das ganze Gebahren entbehrt der Anmuth, die dem Kinde so eigen ist, weil es eben nur ein Kind ist und noch nicht an der Grenze einer neuen Altersstufe steht. Die Stimme erhält die schwankende Modulation, die in allen Dur- und Molltonarten des musikalischen Systems gastirt und immer in Uebergängen und Leittönen beharrt, ohne zur konsonirenden Auflösung zu gelangen. Der Sprachgebrauch bezeichnet dies mit dem Ausdruck: „Die Stimme setzt sich," aber das Schlimmste dabei ist, daß es scheint, als könnte sie keinen Stuhl finden, um zur Ruhe zu kommen.

Trotz diesen auffallenden Nachtheilen im Aeußeren kann Niemand mehr von sich selber eingenommen sein, als der Milchbart. Wenn er den Spiegel bisher nur für einen überflüssigen Luxusartikel gehalten hat, so wird ihm derselbe jetzt ein unentbehrliches Hausgeräth. Vor dem Spiegel scheitelt er jetzt sorgfältig das Haar, dem er früher nur oberflächliche Striche gewidmet hat; in dem Spiegel beobachtet er das zunehmende Wachsen des Flaums auf der Oberlippe, indem er sich so stellt, daß die Sonne die milchweißen Härchen beleuchtend hervorhebt; vor dem Spiegel stutzt er versuchsweise den Halskragen in die Höhe, obgleich er es noch nicht wagt, wirkliche Köln-Mindener zu tragen. Denn ein hervorstechender Charakterzug beim Milchbart ist die Schüchternheit; er möchte Mann sein, er fühlt sich Mann, — aber er genirt sich. Deshalb schlägt ihm das Herz in ängstlicher Befangenheit, wenn er zum ersten Male bei der Konfirmation den geschwänzten

Frack anlegen, den hochstrebenden Hut aufsetzen muß; deshalb erröthet er vor dem Tabakshändler, wenn er zum ersten Male Cigarren kauft. Ist der erste Schritt gethan, so trägt er den Frack ebenso beherzt, wie ein salonfähiger Dandy, so bittet er mit der unbefangensten Dreistigkeit den Vorübergehenden um Feuer für seine Cigarre.

Die schüchterne Halbheit ist zugleich der Grund, weshalb der Milchbart so eifersüchtig darüber wacht, daß man ihm die schuldige Achtung zolle. Nichts kann ihn mehr erzürnen, als wenn ihn Jemand mit „Du" anredet oder darüber spottet, wenn er auf der Straße das narkotische Kraut der Cigarre in übelriechende Rauchwolken verwandelt. Und wo soll er rauchen, wenn nicht auf der Straße, da der Vater so engherzig ist, ihm diesen Genuß im Hause nicht zu gestatten? Und bringt er nicht Opfer genug dafür; hat er nicht heimlich einige Schulbücher beim Antiquar verkaufen müssen, weil das Taschengeld nicht auf die Mehrausgabe für Cigarren berechnet war? — Lachen wir also nicht, lassen wir den männlichen Backfisch seine Pfälzer Havannah in Gesundheit genießen! muß der Arme dabei doch ängstlich umherlugen, ob ihm nicht ein Lehrer begegne, oder ein unduldsamer Onkel, oder gar der Herr Papa selber! —

Wenn der Milchbart auf der Straße geht, so blickt er wiederholt nach seinem Schatten; kein Peter Schlemihl der Welt kann so um seinen verlornen Schatten trauern, wie der Milchbart um den seinigen, wenn der Himmel bewölkt ist. An seinem Schatten kann er so Manches sehen, was ihm der Spiegel nicht zeigt: wie die Schöße des Fracks sitzen, wie sich der Hut auf dem Kopfe ausnimmt, wie anmuthig der Schritt

und das Schwenken der Arme erscheint. Obgleich der Schatten bekanntlich alle Gegenstände in Mißverhältnissen zeigt, so wird die Selbstspiegelung des Milchbartes dadurch nicht gestört; wenn seine Fußboden-Silhouette zu kurz und zusammengedrückt erscheint, so weiß er, wie viel auf Rechnung der entstellten Projection zu bringen ist; leichtgläubiger ist er aber, wenn sein Schatten wächst, jemehr der Tag abnimmt: selbst wenn er den kurzen Oberkörper für eine Täuschung erkannt, so hält er doch die langen Beine für Wahrheit, denn es kommt ihm vorzugsweise darauf an, groß zu sein.

Das Streben nach körperlicher Größe ist auch der Grund weshalb der Milchbart zuweilen so dicht an andere Personen vorüberstreift, indem er sich dabei in die Brust wirft und emporreckt. Er bethätigt dann Buffon's Ausspruch: „der Mensch ist der Messer und das Maaß der Dinge," und benutzt die Vorübergehenden als Fuß- und Zollstock. „Bin ich wohl bald so groß?" fragt er sich, wenn er einem leibhaftigen Riesen begegnet; „da bin ich doch viel größer!" denkt er triumphirend, wenn er auf einen kleinen Mann stößt. Will man den Milchbart moralisch niederschmettern, sein ganzes Selbstbewußtsein erschüttern und ihn irre an sich selber machen, so muß man ihn anreden: „Mein Kleiner!"

Wenn der Milchbart in seinen Club geht, — denn sie haben wirklich Clubs, diese angehenden Größen, wo sie Punsch trinken und Whist spielen — so spricht er unterwegs beim Barbier vor. „Rasiren Sie mich, aber lassen Sie den Schnurrbart stehen!" — sagt er beim Eintreten. „Ihr Schnurrbart ist noch etwas schwach, — entgegnet der Bartkünstler mit einer Stimme, die so weich und schmeichelnd ist wie der Seifschaum,

den er dem jungen Mann auf die Wange schmiert — Sie sollten ihn auch abnehmen lassen, er wächst dann um so stärker nach!" — Der Jüngling schwankt: den Schnurrbart hat er gehegt und gepflegt, ihn in seinem Wachsthum verfolgt, wie eine Schöne des Rosenstocks hütet, den sie vom Geliebten zum Geschenk erhalten hat; nach ihm hat er vor dem Einschlafen noch gefühlt, ihn beim Erwachen zuerst mit dem prüfenden Zeigefinger berührt; — jetzt soll er ihn dem unbarmherzigen Messer preisgeben! Aber es ist zu seinem Gedeihen; die Aussicht, „daß er um so stärker nachwachse", ist zu lockend, — und wie Brutus die eigenen Söhne dem Gemeinwohl opferte, so reckt der Jüngling mit Resignation seine Nase hin, damit auch die darunter befindlichen Härchen eingeseift werden. „Nehmen Sie denn auch den Schnurrbart fort!" spricht er seufzend. Wenn der junge Mann aus dem Laden tritt, wo er seinen Bart verloren zu haben meint, obgleich es in der That nur ein milchiger Flaum war, so sieht er wirklich um Vieles netter und sauberer aus, denn das schmutzige Aussehen, welches der emporsprießende Bart der Wange verleiht, gehört auch zu den Schattenseiten des männlichen Backfisches.

In dem Club der Backfische geht es lauter zu als in reiferen Whistpartien. Das Spiel gewinnt noch nicht den ernsten Charakter, wie bei den Erwachsenen; es dient nur den lärmenden Aeußerungen als Folie, welche die Jugend, der Vorwitz und der Punsch bewirken. Wehe den armen Lehrern, unter deren pädagogischer Obhut noch einzelne Milchbärte stehen! sie erhalten in dieser Club-Conversation mehr Titel als der weiland römische Kaiser, die aber alle durchaus nicht schmeichelhaft sind. Kecke Aeußerungen aus dem Bereiche der Schulklasse mischen

sich mit anticipirten Kraftwörtern aus der Studenten-Terminologie; die Kraftgenies machen leichtfertige Andeutungen über das schöne Geschlecht und hänseln die Schüchternen mit ihren Liebschaften aus der Tanzstunde. Das abgelegene Hinterstübchen des Geheimrathssohnes, dessen freie Erziehung diese jugendlichen Zusammenkünfte möglich macht, ist mit dickem Tabaksqualm und, da diese goldene Jugend sehr häufig die Pfeife ausgehen läßt, noch mehr mit dem prickelnden Rauch der Fidibusse angefüllt. Man sieht sich daher genöthigt, die Fenster zu öffnen, da man doch nicht ganz sicher ist, daß nicht zufällig „der Alte" kommen könnte. Durch diese Vermuthung, welche der Geheimrathssohn verlauten läßt, und durch den Umstand, daß die geöffneten Fenster ein stilleres Betragen nöthig machen, wird die Gesellschaft etwas unbehaglich gestimmt und die Mitglieder verabschieden sich nach der Reihe, Alle mit erhitztem Gesicht, Viele mit einiger Uebelkeit.

Auf dem Heimwege macht der Milchbart noch einen Umweg, um an dem Fenster der Geliebten vorüberzugehen. Ja, er hat eine Geliebte, der hoffnungsvolle Jüngling, die er mit der ganzen Glut der ersten Leidenschaft liebt! Sie ist eine Bekanntschaft aus der Tanzstunde, ein himmlisch süßes Kind! Der Milchbart hat zwar nie den Muth gehabt, mehr mit ihr zu sprechen, als: „Mein Fräulein, könnte ich die Ehre haben?" aber er weiß, daß seine Neigung erwidert wird; aus ihrem holden Lächeln, aus ihrem strahlenden Auge hat er es gelesen. Wenn nur die fatale Schüchternheit, das dumme Herzklopfen nicht wäre! Wenn unser Milchbart nur so dreist wäre wie sein Freund Albert, der verfluchte Kerl, der immer so anzügliche Witze über seine Geliebte macht! Wenn er nur heute

mit ihr sprechen könnte, wo seine Leidenschaft durch Punsch und Tabak angefeuert ist!

Er hat nicht einmal das Glück, sie am Fenster zu sehen; wie vom Donner gerührt starrt er nach dem leeren Fenster, nach den Blumentöpfen, hinter denen heute die Königin der Blumen fehlt. Tiefe Schwermuth bemächtigt sich seiner. Er stolpert nach Hause und schließt sich in sein Kämmerlein um — Gedichte zu machen. Ja, seitdem er liebt, seitdem er nicht mehr Cooper sondern Schiller liest, seitdem er die Liebesode „an Laura" gelesen hat: seitdem macht er Gedichte, so schöne Verse, wie sie ein Milchbart nur fabriciren kann! solche krummbeinigen Verse, die über ihre eigenen Füße stolpern, worin die Reime „Liebe, Triebe, Herzen, Schmerzen" in allen möglichen Arten kombinirt sind. Einen ganzen Stoß Manuskripts hat der Milchbart schon vollendet und wir, wollen wir nicht undankbar gegen die Vorsehung sein, müssen es als ein besonderes Glück schätzen, daß wir diese Gedichte nicht zu lesen brauchen.

Eine Berliner Leihbibliothek.

Gar traurig mochte es um die allgemeine Bildung, um das geistige Leben aller Klassen ausgesehen haben, ehe die Leihbibliotheken erfunden waren. Wie unterhielten sich damals unsere Landedelfrauen in den langen Winterabenden? woraus nährte die Köchin ihre Liebesträume und bildete ihren Styl für ihre zärtliche Correspondenz mit dem Gardisten? woher holte der Schulknabe seine Ideale für Raubritter und Banditenhäuptlinge? wodurch wurden unsere jungen Damen mit den Romanen aller Zonen, mit den poetischen Klängen aus allen Windgegenden bekannt? Nichts von alledem, ehe die Leihbibliotheken erfunden waren. Das war jene graue Zeit vor der Buchdruckerkunst und noch lange nachher, als die deutschen Gelehrten nur lateinisch schrieben und der deutscheste unter ihnen, Ulrich von Hutten, arm und krank wie Hiob, in Wittenberg bettelte. — Zu welchem mächtigen Baume ist das Samenkörnchen der Literatur seitdem erwachsen! Es giebt fast keine deutsche Mittelstadt ohne Buchhandel, keinen Flecken ohne Bücherleihe. Die Leihbibliotheken senden ihre Artikel in die Ferne durch Eisen-

bahnen, Posten, Botenfrauen und Hundewagen. Die Leihbibliotheken speichern die ganze Weltliteratur auf, und sie sind es, die, ohne Lichtenberg's Universalsprache, ohne Goethe's Kombination einer Universalliteratur, die geistigen Werke aller Völker, die Dicht- und Denkweise aller Nationen in gegenseitige Verbindung und Vermittelung setzen. Die Leihbibliotheken haben eine solche Bedeutung erlangt, daß manche Schriftsteller für sie ausschließlich schreiben.

Eine Leihbibliothek in der nordischen Hauptstadt der deutschen Intelligenz hat alle Früchte der schönen, theilweise auch der gelehrten Literatur auf dem Lager. Der Bibliothekar muß Bücher- und Menschenkenner zugleich sein. Er hat zwar keins von den tausenden der Bücher gelesen, aber er kennt ihre Physiognomie, wie er die Physiognomie der Leser kennt. Er muß für Alle das Passende und für Jeden das Beste heraussuchen, empfehlen und anpreisen. Es ist kein leichtes Leben, das ein solcher Leihbibliothekar führt. Seine Beine müssen geschäftig die Trittleiter auf- und niedersteigen; sein Kopf muß die bandwurmlangen Zahlen beherbergen, unter denen die Blumen der schönen Literatur wie die Bagnosträflinge registrirt sind; sein Herz hat mit Geduld die Vorwürfe unbefriedigter Leserinnen zu überwinden. Des Abends, wenn er allein ist, erschreckt ihn ein wehmüthiges Stöhnen auf den alten Repositorien aus der Ecke, wo die Nachtgedankendichter ihren Stand haben; aus einer andern Gegend erschallt ein unheimliches Poltern, ein ächzender Laut, Geklirr wie von Schwertern: dort stehen die wilden Kinder des Vulpius und seiner Genossen, die Ritter, Räuber und Vehmrichter, die blutigen Nonnen und bleichen Gespenster, die in Klostermauern und Burgverließen

ihr unstetes Wesen treiben. Wenn er sich zu Bett legt, sucht er seine Seele mit dem Gedanken an die schönste blondhaarige Leserin einzuschläfern, aber kaum ist er entschlummert, so erscheinen ihm im Traume die keifenden Teufelinnen und alten Dämonen, die mit keinem Buche zufrieden sind; sie schmähen ihn, durchstreichen seine Zahlenregister, daß ihm alle Kontrole verloren geht; vergebens sträubt und wehrt er sich; es wird Nacht vor seinen Augen, der Himmel verfinstert sich zu einem riesigen grauen Buchdeckel, auf dem sich die Schmutzfinger der ganzen Menschheit abgedrückt haben; der Bandit Campello Campellino überfällt ihn mit seiner schwarzen Bande, um ihm den Beutel, worin er die Pfandthaler aufbewahrt, abzufordern.

Wenn der Leihbibliothekar die unruhige Nacht überstanden hat, schreitet er wieder zu seinem mühseligen Tagewerk.

Eine vollsaftige Köchin fordert „recht was Hübsches.“ Nichts ist leichter zu gewähren; hat doch die deutsche Literatur einen großen phantastischen Bettelsack, in den der Leihbibliothekar nur hineinzugreifen braucht, um einen Cramer, Spieß oder Langbein hervorzuholen. Aus einem Band von Cramer oder Clauren pflückt die rauhe Hand der Köchin die duftigsten Blumensträuße der Poesie, und süßes Mondlicht durchdringt die Wolken ihrer rußigen Küchenatmosphäre.

Jener Musensohn, der seinen Revers für die königliche Bibliothek unbenutzt läßt und dafür die Belletristik der Bücherleihen studirt, bedarf der kräftigen Geistesnahrung. Die Schmarre auf der linken Wange, das lose geknüpfte Halstuch und der etwas unsaubere Hemdkragen verrathen deutlich, daß „der Löwe Temperament in ihm brüllt.“ Der Leihbibliothekar greift in den „Sack voll Sturm“ und holt Klinger's Plim-

pampasko, ein Geniebuch, das vor achtzig Jahren an Congestionen litt und jetzt als Skelett in den entlegensten Katakomben der Leihbibliotheken modert; nur wenn sich ein Student mit Schmarre und schwarzer Wäsche zeigt, wird es zu kurzem Scheinleben aus seinem Todtenschlaf geweckt.

„Madame läßt sich ein anderes Buch ausbitten, eben ein solches, wie dieses hier," meldet eine bescheidene Kammerjungfer im naivsten Tone.

Madame ist eine kinderlose Wittwe, welche Kanarienvögel und Geranien zieht, die Menschencharaktere aus Gustav Schilling und die Geschichte aus A. vom Tromlitz studirt. Für solche zarte Seelen hat die Leihbibliothek in einem Herbarium die schönen Blüthen gesammelt, die vor dreißig Jahren auf der duftigen Aue der Abendzeitung blüheten. Die blauen „Vergißmeinniche" sind zwar so matt geworden wie die Augen der Wittwe, und die Goldschnitte so vergilbt wie ihr Trauring, aber die Poesie eines van der Velde ist noch immer erfrischend für eine Wittwe mit Kanarienvögeln.

„Geben Sie mir die Fortsetzung" flüstert eine ältliche Dame, die ihre Bücher so verstohlen liest, wie sie ihre Toilette macht. Es ist Paul de Kock's „Gustav", den sie verlangt, um sich im stillen Kämmerlein aus ihrer deutschen altjungferlichen Langeweile hinüberzuretten in die Pariser Alltäglichkeit, wo es frivol, tendenzlos, cynisch, heiter und nebenbei auch gemüthvoll zugeht, wie in Kock's Romanen.

„Haben Sie schon den zweiten Theil von „Monte Christo?" — „„Nein, Frau Geheimräthin."" — „Dann behalte ich den ersten so lange, bis der zweite eingetroffen ist." — Diese resolute Geheimräthin gehört zu den Dämonen und Elementar-

geistern, die den armen Bücherregistrator in seinen Träumen quälen. Aber es bedarf der Entschlossenheit einer Berliner Geheimräthin, um Alexander Dumas rechtzeitig aus den Leihbibliotheken zu vindiciren; den großen Heros, dem selbst die Pariser Bühne für seine Tetralogien zu klein wurde und der den Feuilletonroman erfand für seine athemlose Produktion und seine gestaltende Phantasie. Es gab nur einen Schriftsteller in der Welt, der würdig war, diesen Feuilleton-Triumphator zu einem Leihbibliotheken-Dioskurenpaar zu ergänzen: das war der leidenschaftliche Eugen Sue, der das Secirmesser und die Brandfackel schwang.

Was verlangt jener Jüngling, dessen Weste von Pechkreide glänzt und der den Zeigefinger wie eine Estompe an der eigenen Nasenspitze reibt? Der Leihbibliothekar legt ihm dort drei Bücher zur Auswahl vor: den kunstfrömmelnden Sternbald, den wollüstigen Träumer und schwelgenden Redner Ardinghello und den empfindsamen Woldemar. Der Jüngling wählt den Ardinghello und eilt nach Hause, um sich nach den glückseligen Inseln zu versetzen, wo die Göttinnen Griechenlands als Modell stehen.

Polternden Schrittes tritt eine markige Gestalt mit bärtigem Gesicht in das Zimmer und fordert zwei verschollene Bücher: Meyern's „Dya-Na-Sore" und Fichte's „Reden an die deutsche Nation." Dieser Urwaldmensch ist ein Turnlehrer der alten Schule, der nach Jahn turnt und nach Kreyßler ficht und sich mit seinen Ideen in die literarischen Hinterwälder zurückzieht, obgleich die halsbrechenden Kunststücke jetzt in die obligatorische Pädagogik aufgenommen sind.

Und diese zarte Mädchengestalt in schwarzer Seide, nervös,

duftig, schwärmerisch, träge, mit bleichen Wangen und schwimmenden Augen? Sie hat von allen Blüthen genascht, wie der Schmetterling, der ein kurzes Leben und eine unendliche Blumenflor vor sich hat. Nachdem sie Schiller in der Schule und Hoffmann gleich nach ihrer Einsegnung gelesen, wandte sie sich zu der wunden Poesie der „Braut von Abydos." Dann ging sie hinüber zu Lamartine's Meditationen, zu Victor Hugo's christlichen Dramen, zu Ponsard's „Lukrezia" und Balzac's „Provinzialleben". Der George Sand folgte sie in drei Monaten durch alle Phasen ihrer grandiosen Entwickelung. Sie plaidirte mit der Indiana und verachtete Andreas, sie weinte um den Hahnrei Jacques und kokettirte mit Horaz. Jetzt braucht sie Stahlpillen und liest die Selbstbiographie ihrer Lieblingsschriftstellerin.

Ein Livreebedienter läßt sich den Bedarf für die gnädige Herrschaft auf dem Lande einpacken. Für den alten Major „Carl Julius Weber", für die gnädige Frau „die Gräfin Faustine", für die junge Comtesse „ein Dichterleben", und „Jane Eyre"; für den Hauslehrer „Pendennys" und „Copperfield", für die Gouvernante „Teckningar".

Beeilen Sie sich, Herr Bibliothekar! — Dort wartet ein Droschkenkutscher auf den „Rinaldo"; jener Gymnasiast wünscht den „Abällino"; der alte Kanzleirath verlangt „die neue Medea" und dieser schwarzbärtige Herr fragt nach dem „Reichstage zu Arad". Zwei junge Damen mit verschiedenfarbigen Wasserfällen fordern Feydeau's „Daniel" und Hesekiel's „Mediatisirten". Eine gereiftere Brünette bittet sich „Auf der Höhe" und den „Zauberer von Rom" aus, begnügt sich aber, da sie keines von Beiden bekommen kann, mit der „Braut von Venedig"

und mit Feuillet's „Sibylla". Jener weißbärtige Herr nimmt Gundlings „deutsche Hiebe" auf sich, während sein Begleiter Grabowski's „historische Bilder" und Temme's „Criminalgeschichten" in die Tasche packt. Ein ungestümer Novitäten-Jäger verlangt Gutzkow's „Hohenschwangau", die „Welfenbraut" von Amely Bölte und Sacher-Masoch's „König der Magyaren".

So erhält Jeder seine Spende von dem großen Tische der Literatur. Die Menge fröhnt dem Geschmacke des Tages; zuweilen holt sich ein Nachzügler in der Kultur ein Büchlein, das im Hegel'schen Sinne schon „aufgehoben" war; oder ein denkender und strebsamer Geist wendet sich von dem Heerlager der Epigonen zu den klassischen Patriarchen, deren Namen nur noch in Literaturgeschichten gefeiert werden, deren Werke aber in bestäubten Winkeln einer einsamen Unsterblichkeit genießen. Und so bewährt sich der alte Meister mit seinem Spruch:

„Wie man schon seit langen Jahren
Läßt Kaffee öffentlich bereiten,
Daß für drei Pfennig Jedermann
Sich seinen Magen verderben kann,
So theilt man nun den Leseschmaus
Liebhabern für sechs Pfennig aus."

Die Angler und die Segelfritzen.

Mag den Fischfang schmähen, wer will! Und wenn man die Angelruthe erklärt: „es sei eine Ruthe, an deren einem Ende sich ein Thier und an dem andern ein Dummkopf befinde" — so erkläre ich mich doch gegen die Verunglimpfung dieses unschuldigen Vergnügens.

Welcher Zeitvertreib, welches Vergnügen hat jemals einen gefälligeren und anmuthigeren Rahmen gehabt? Das Ufer des Flusses ist der Aufenthalt der Träumerei: die Gewässer haben immer eine wichtige Stelle in den Werken der träumerischen Dichter eingenommen; Ossian singt auf dem Felsen, an dem sich die Welle des Stromes bricht. Das Wasser verleiht der Leidenschaft Seele und Gedanken: es ist eine Erinnerung, ein Bild von der flüchtigen Zeit, von der Schnelligkeit des Lebens.

Mancher angelt, um der giftigen, keifenden oder schmollenden Laune seiner Frau zu entgehen. Seine Geduld ist durch das eheliche Band so geübt, daß sie sich bei den Prüfungen, welche der Fischfang auferlegt, gefällt und erholt. Für einen

solchen ist übrigens der Fischfang eher eine Abwesenheit des Uebels, als die Gegenwart eines Vergnügens; er denkt nicht an den Fisch, den er fangen will, sondern er denkt, daß seine Frau nicht da ist. Er schlürft diesen Augenblick der Stille, er athmet die Ruhe durch alle Poren; er wird traurig, wenn sich der Nebel auf dem Flusse erhebt, wenn der letzte Sonnenstrahl über seine Fläche gleitet und die vom Abendwinde erregten Furchen vergoldet.

Der Straßenjunge, den man eigentlich den Quälgeist Berlins nennen kann, ist durch seinen Müßiggang in großer Zahl auf den Fischfang angewiesen. In seiner Jacke, mit der Mütze, oft auch ohne Mütze, sieht man ihn auf dem Floßholz oder mit den Füßen im Wasser stehend, mit der peitschenförmigen Angel fischen. Die beständige Bewegung, welche er dieser Angel mit vier oder fünf Haken geben muß, sagt seinem ungestümen Gemüth zu; dessenungeachtet bleibt er nicht lange an demselben Platze und verbindet diesen Zeitvertreib noch mit einem andern Vergnügen. Zuweilen trotzt er auch den schamhaften Anordnungen der Polizei, indem er dem Bedürfniß einer wohlfeilen Erfrischung nachgiebt: indem er seine Angel und die Fische, die er fangen wollte, vergißt, entledigt er sich der Ueberreste von einer Jacke, Beinkleidern und Strümpfen, die seinen magern Körper bedecken. Jetzt ist er im Wasser. Als ein kühner Taucher bringt er bald als Ausbeute von seiner Wasser-Exkursion einen alten Pantoffel herauf.

Wehe dem Fischer, welcher, der Hitze des Tages nachgebend, das Auge auf seine Angel gerichtet, eingeschlafen ist! Bei seinem Erwachen wird er die alte Sohle, die der Straßenjunge an seinen Angelhaken befestigt hat, heraufziehen, und

dieser ruft ihm dann von fern zu: „Das ist ein herrlicher Fisch, er schmeckt aber blau gekocht besser als mit Biersauce!“

Nach diesen komischen Abschweifungen bedürfen wir einiger ernsterer Züge, um den Angler aus Liebhaberei zu zeichnen.

Er ist vierzig Jahre alt. Dies ist das Alter, wo die Geduld, mit Thatkraft vereinigt, als eine wahrhafte Tugend angesehen werden kann; es ist das Alter, wo diese Eigenschaft nicht die Stärke, die Lebhaftigkeit und die Behaglichkeit des Körpers ausschließt. Er ist Soldat gewesen, eine bewundernswerthe Lehrschule für die nothwendigsten Eigenschaften des Anglers: die Geduld, die Ergebenheit und Stillschweigen. Man sieht gleich, daß er die Muskete getragen hat, wenn er mit beschleunigten Schritten an das Flußufer tritt, aber nicht so nahe, um den Fisch zu verscheuchen, und nicht zu fern, um mit einem Blick den Schauplatz seiner Heldenthaten auszuwählen. Nicht Zufall oder Laune haben bei der Auswahl des Schnittes oder der Farbe seiner Kleider geherrscht. Die Jacke oder Blouse ist kurz und gerade, ohne Falten, damit der Angelhaken nicht sitzen bleibe, wenn die Schnur geworfen, oder, um neue Köder daran zu befestigen, zurückgenommen wird; keine auffallende Farbe, sondern ein zartes Grün, das sich unter den Kräutern und Hecken des Ufers verliert; ein Strohhut, dessen breite Krämpe ihn vor den Sonnenstrahlen schützt: dies macht seine Kleidung aus. Sein ganzer Luxus besteht in dem Köcher, welcher aus festem, leichtem und biegsamem Rohr geflochten ist; sein ganzer Aufwand ist in dem Sack aus schwarzem Leder verborgen, den er wie ein Felleisen auf dem Rücken trägt. Nichts fehlt dem Zeughause des Fischers, weder die bleierne Sonde, mittelst welcher er die Tiefe des Wassers untersucht,

noch die Ködernadel, um den Hecht zu angeln, noch die Raumnadel, noch die Korke für die schwimmende Angel, noch das Täschchen mit den künstlichen Fliegen, noch die Schachtel mit den Angelhaken.

Der Angler hat seinen Kalender und seine besondere Uhr. Seine atmosphärischen Berechnungen bilden die sicherste Grundlage zu seinen Erfolgen. Er zieht Vortheil aus dem Gewitter, er macht sich den Wind zum Gehülfen und sogar den Regen zum Theilnehmer seiner Siege. Er thut keine Bewegung, keinen Schritt, den er nicht berechnet und studirt hätte. Ebenso wie der Dichter vergißt der Angler die Dinge dieser Welt. Er hört das Geräusch, welches der kleinste Fisch macht, wenn er sich aus dem Wasser erhebt, um das Insekt zu verfolgen, aber er hört nicht den Schrei des Getümmels, den schallenden Lärm der Volkskämpfe. Zwei Schritte von ihm kann ein Thron zum Falle kommen, ohne daß er den Kopf dahin wendet.

Eine seltsame Sorte von Anglern trefft ihr an den Ufern des Tegler See's. Auch in der Umgegend, in der Haide, trefft ihr zuweilen einen Trupp Männer mit Angelhaken und Ledertaschen. Sie sehen beinahe aus wie Falstaff's Garde, Futter für Pulver, lauter sterbliche Menschen. Ihre Kleider sehen nach Mottenschaden aus, aber ihre überwachten Physiognomien deuten auf Lagerstätten unter Brücken oder auf unreiner Streu, wo es ganz andere Insecten als Motten giebt. Die Meisten tragen auch neben den Angelgeräthen noch derbe Knüttel. Es ist besser ihnen nicht zu begegnen und wenn ihr sie von Weitem seht, weichet ihnen lieber auf einem Umweg aus! Viel harmloser sind die Herren, die den Saatwinkel vorzugsweise gern besuchen und auch dort ihre Kämmerchen für

die Angelgeräthe haben; in kalten Herbstnächten findet man sie auch zuweilen in diesen Kämmerchen um einen, mit Spiritusflammen geheizten eisernen Ofen versammelt.

Der Verwandte des Anglers ist der Segelfritze.

Wie das gemüthliche stillvergnügte Whist zu dem geräuschvollen Getreibe an einer concessionirten Spielbank, so verhält sich zu allen größeren Wasserparthien die Segebotfahrt; wie der passionirte Whistspieler viel leidenschaftlicher als der Pharaospieler ist und selbst seine sterbenskranke Frau verläßt, wenn die Stunde zum „jeu'schen" schlägt: so ist auch der Mensch, den der Berliner „Segelfritze" nennt, die leidenschaftlichste Wasserratte, und verläßt zuweilen nicht nur seine Frau, sondern auch seine Kinder, ja, er vernachläßigt sein Geschäft, veruntreut sein Amt und steckt Haus und Hof in den Bauch seiner Segeljolle. Und wie der Berliner unter allen Deutschen wenn auch nicht das heißeste Blut, so doch die meiste Energie besitzt, so zählt auch jede Art des Sports bei uns die leidenschaftlichsten Anhänger unter den Berlinern.

Von seinen Renten lebend, zieht sich der Berliner Segelfritze auf ein Landhäuschen nach Stralau zurück. Hier lebt er von der Lectüre Marryat'scher und Cooper'scher Romane, von Schiffszwieback, Häring und Grog, kleidet sich in eine blaue Tuchjacke und Hose und eine wachslinnene Mütze, oder, wenn er sich besonders hervorthun will, in ein rothes Hemd und schwarzen glänzenden Matrosenhut, und macht seine Fahrten mit einigen bewährten Freunden zwischen Treptow und Grünau. Wenn er Sonntags vorüberfährt, so ruft ihm aus dem Gewühl der Vergnügungsörter am Ufer irgend ein anderer Segelfritze beim Namen; und dies wiederholt sich so oft, daß man

die Geduld des Sportsmannes bewundern muß, wie er jedes Mal seinen Hut schwenkt und den Namensruf erwidert und, wenn er den Freund in Gesellschaft von nicht zur Familie gehörigen Damen erblickt, vielsagende Gesten mit dem rechten Unterarm macht.

Ist der Sonntagsschiffer aber unglücklicher Weise kein Rentier, sondern ein Beamter oder Geschäftsmann, so nimmt er zuerst thätigen Antheil an den Parthieen seiner Freunde, die auf der Spree oder auf der Havel zwischen Sacrow und Spandau sonntäglich umherschwimmen, und trotz dem Murren der vernachläſſigten Ehefrau, die auf ihren kinderreichen heimathlichen Heerd angewiesen bleibt. Allmählig steigert sich seine Leidenschaft. Man merkt es schon daran, daß er niemals von seinen Geschäften spricht, aber desto häufiger von „steifer Brise", „Klüver-Matrosen", „Spritzwellen" und dergleichen; zuweilen versteigt er sich auch auf echte Salzwasser-Terminologie und spricht von „Bramstange", „Oberloff" und „Schuttseil". Nun kann er dem Drange nicht widerstehen, sich einen eigenen „Triton", „Neptun" oder „Falken" zu bauen, und macht Schulden, von denen die „Alte" anfänglich nichts weiß, aber nur zu bald durch schmale Kost und an den Tag kommende Wechselreiterei Kunde erhält. Hat der Segelfritze erst diese verzweifelte Stufe betreten, so bedarf er noch größerer Zerstreuung und einer breiteren Wasserfläche, um seinem keifenden Weibe zu entrinnen. Die Sonntage genügen nicht mehr, er nimmt die Wochentage zur Aushülfe. Sein Geschäft überläßt er fremden eigennützigen oder betrügerischen Händen. Ist er Beamter, so läßt er sich jeweilig krank melden und erschrickt über die Maßen, wenn er unvermuthet dem Herrn Büreau-

Chef am Schildhorn begegnet. Nach der heiteren Fahrt folgt dann eine nächtliche Heimkehr durch das Dunkel des Grunewaldes, wo es zu solcher Zeit nicht immer geheuer ist. Die Segelfritzen drücken sich dann gar ängstlich aneinander und greifen, sobald sich eine zu grotesk gewachsene Kiefer aus dem Dunkel hervorhebt, nach ihren mit Schrot geladenen Terzerolen. Zu Hause angelangt, vermeidet der Sonntagssegler den Anblick seiner Familie, legt sich ermüdet und wohl erathmet zur Ruhe und träumt von steifem Wind, blauer Fluth und schwellenden Segeln. — Armer Sonntagsschiffer! du ahnst nicht, daß keine Spritzwelle, keine günstige Woge dich über den Abgrund, den du dir gegraben, hinwegzutragen vermag.

Berliner Winterfreuden.

„Der Winter ist ein rauher Mann, kernfest und auf die Dauer!" so sang der alte Claudius, und dann tröstete er sich über die traurige Wahrheit mit der Freude auf die gebratenen Aepfel, die er in der Ofenröhre knistern hörte. Es war ein gemüthlicher Bursche, der alte Asmus, der Bote aus Wandsbeck, der, wie ein harmloses Kind, seine Finger und sein Herz an gebratenen Aepfeln wärmte; er sprach zwar „wie ein Tyroler auf der Maskerade", aber das fanden die Deutschen originell; und er wußte auch Lateinisch und Griechisch und hatte ein stattliches Haus in Wandsbeck zum Wohnsitz und einen reichen Hamburger Buchhändler zum Schwiegersohn. — Naive, harmlose Zeit, wo man sich über die Rauhheit des Winters mit Bratäpfeln tröstete! Der Winter heult und pocht an die beeisten Fenster, der Schnee näßt uns Kopf, Schulter und Füße, die Kälte versetzt uns den Athem und zwickt uns an Nase und Ohren, aber alle Trübsal kommt nicht in Anschlag gegen den erhebenden Gedanken, daß im Ofen rothwangige Borsdorfer für uns schwitzen. Glückliche Zeit

und glücklicher Vater Asmus Matthias Claudius! Ich sehe ihn leibhaftig vor mir, mit seinem gescheitelten Haare, darin noch der Kamm sitzt, wie er die geröthete Nase zum Wagen hinausstreckt, um die Schlittschuhläufer auf der Alster zu sehen; wie er vor Perthes Buchhandlung absteigt, um Tochter und Enkel zu umarmen und dann zu Sieveking's hinausfährt oder in Altona bei Rainville's seinen Kaffee schlürft und sich von dem Dreimaster erzählen läßt, den der Lootse bei Teufelsbrück auf den Sand gesteuert hat; wie er endlich heimkehrt und schnalzend die Bratäpfel verzehrt, die ihm die alte Hausfrau auftischt. — Ja, damals und jetzt! Heut zu Tage sind unsere Winterfreuden kostspieliger und wir brauchen die goldenen Aepfel der Hesperiden, oder, wenn es gewöhnliche sein sollen, muß uns das Schicksal in jeden wenigstens einige goldene Fritzen oder Ludwigs eingeklemmt haben.

Auch Berlin hatte seine kindliche Bratapfelzeit, aber das ist lange her; seitdem haben wir große Feldzüge mitgemacht im Reiche der Gedanken und der Ereignisse, und diese Campagnen haben die Zeit theurer gemacht und uns begehrlicher und anspruchsvoller. Es war damals, als unser Weihnachtsmarkt uns wie ein orientalischer Bazar erschien, von Shawls, Teppichen, Mousselin und Maroquin, denn wir hatten noch keinen Gerson'schen Laden gesehen und nie eine Modenzeitung gelesen; Düffel und Bukskin waren noch nicht erfunden und man trug weder Paletot noch Plaid, sondern einen gewöhnlichen Tuchmantel mit Barankekragen. Wir gingen in das königliche Theater, um über Gern, den Vater, in einem Kotzebue'schen Lustspiel zu lachen; denn damals lachte man noch über solche Stücke, ehe „Lehmann auf der Pariser Aus-

stellung" oder „Hat ihm schon" gedichtet waren; damals konnten unsere Damen noch mit Thekla um Maxen's Tod weinen, denn sie hatten noch nicht mit „Offenbach's Helena" in Wolluft geschwelgt. Unsere Mütter besuchten die Bälle des Wurstpikniks oder das Fest der Handwerker, welches der königliche Hof dem Publikum unter dem Namen „Frei-Redoute" gestattete. Ein besonderes Fest war es, wenn ein Kopfabschneider, ein Wachsfiguren-Kabinet oder eine Kunstreiter-Gesellschaft eintraf; dann saßen wir in der alten Bretterbude auf dem sandigen Exercierplatz und beachteten, im Anschauen des Harlekins versunken, weder Regen noch Schnee, der durch die weiten Fugen des Daches drang. Jetzt ist der sandige Exercierplatz in einen englischen Garten verwandelt, in welchem sich Kroll's Zauberpalast voll Wunder und Pracht erhebt, wo uns die „Damen der Halle" bezaubern und die Kalospintechromokrene uns entzückt. Um einen musikalischen Genuß zu haben, besuchten wir in jener Zeit ein Abonnements-Konzert von Bliesener. Meyerbeer lernte noch bei Henning die Geige spielen; es gab noch keine Musik der Zukunft, noch keine symfonische Dichtungen und Wagner'sche Opern. Wir hatten auch kein norddeutsches Parlament, keine Herrengarderobe-Magazine, wir kannten weder den Hoff'schen Malzextrakt noch die Heilkraft des Königstrankes oder des Bullrich'schen Salzes, weder den türkischen Taback noch die spanischen Cigaretten, weder die Eisenbahnen noch die Feuerwehr; wir kannten nicht einmal das bairische Bier. Unser Leben floß sanft dahin wie ein Bächlein in der Ebene und wir maßen unsere Tage nach dem kleinen Trowitzsch'schen Kalender; denn damals kannten wir auch nicht die schönen illustrirten Kalender, und außer den

wilden Männern auf der Vossischen Zeitung hatten wir nicht viel von Illustrationen gesehen.

Harmlose Bratapfelzeit! Welcher Fülle von Vergnügungen bedürfen wir jetzt, um den rauhen Winter zu vergessen, und wie viele Thaler brauchen wir, wo wir früher mit wenigen Groschen auskamen! Und zwischen dem übertriebensten Fortissimo unserer Zukunftsmusik, zwischen dem Gelächter der Theaterposse, zwischen dem Rauschen der Bälle hindurch vernimmt man ein klägliches Wimmern; durch die geschmückten Gäste drängt sich ein elend Phantom, ein weiblich Wesen, ein zerlumptes Kind an der Hand, blaß, von Hunger und Kälte ausgedörrt, überall gestoßen, aber immer lächelnd, mit flehender Geberde: das ist die Misere. — Meine Damen, diese strahlenden Diamanten sind von Sklaven unter Mühen und Schmerzen aus dem Schoße der Erde gegraben; aber auch an dem werthlosen Spielzeug der Kinder haften Thränen, die Thränen der Armuth. — „Waldteufel, wer kauft! schnurr, schnurr!" Diese summenden, schnurrenden Pappencylinder, an einem Pferdehaar geschwungen, die bei uns „Waldteufel" genannt werden, — o, welch süßen Ton, lieblicher als der Klang der Cymbel und Geige, haben sie für das Ohr des Kindes! Der Kreisel und der Ball sind für die Jugend die Symbole der Frühlingslust; an den papiernen Drachen knüpft sich die Freude des Herbstes; aber vor Allem lebe der Waldteufel, der Vorbote des höchsten Kinderfestes! Diese Waldteufel sind jedoch die Söhne des Hungerteufels. „Waldteufel, wer kauft!" ruft jener Knabe auf der Schloßbrücke. Ein armer Knabe! Im kalten Stübchen hat er die Waldteufel geklebt und viele Ohrfeigen dabei vom Vater erhalten, der, ein brotloser Tischler-

gesell, Puppenbettstellen für den Weihnachtsmarkt anfertigte; dann mußte der Knabe einem geduldigen Rosse verstohlen die Haare aus dem Schwanze reißen, auf die Gefahr, Hufschläge vom Pferde oder Peitschenhiebe vom Kutscher zu erhalten. Und jetzt steht er dort, an einen Brückenpfeiler gelehnt, vor Kälte mit den Zähnen klappernd; prächtige Karossen fahren die Linden entlang, geschäftige Fußgänger eilen vorüber, in Mäntel und Pelze gehüllt, ein eisiger Wind weht von der Spree herauf gegen das dünne Röckchen des Knaben und die Hand erstarrt ihm an dem summenden Waldteufel, den er zur Lockung schwingt.

Doch zu unserm Vergnügen! — Sprechen wir nicht von unserm Weihnachtsmarkt, der schneller als eine kalifornische Stadt entstanden; er hat seine alte Bedeutung verloren und besteht nur noch durch historisches Recht. Wollen Sie heut Abend „Euryanthe" in der königlichen Oper hören, oder „Pariser Leben" im Friedrich-Wilhelmstädtischen sehen, oder „Feenhände" im Victoria- oder „das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" im Wallner-Theater? — Wollen Sie in Kroll's Weihnachtsausstellung? Dort durchwandern Sie romantische Gärten; von fern strahlen die Gletscher, funkeln die Wasserfälle des berner Oberlandes. Lechner's Pinsel hat Alpenglühen, Silberwolken und den ganzen Zauber einer Schweizerlandschaft geschaffen. Im Tunnel treibt Polichinell sein drolliges Wesen und im Rittersaale dreht Fortuna ihr Glücksrad. — Oder lieben Sie die Musik? Musikdirektor Grell dirigirt ein Requiem in der Sing-Akademie; die königliche Kapelle führt Sinfonien auf von Mozart und Ouvertüren von Schindelmeißer; der Stern'sche Orchester-

Verein, unsere modernste und genialste Kunstjüngerschaft, bringt uns die Tannhäuser-Ouvertüre; Zimmermann, Ronneburger, Richter und Espenhahn spielen die klassischen Quartette von Haydn und Beethoven mit wundervoller Präcision. — Oder wollen Sie die Ausstellung in der Akademie sehen? Im Hintergrunde des dunklen Raumes erscheinen transparente biblische Gemälde, Kunstwerke älterer Meister; während das Auge sich an der klassischen Zeichnung, an dem durchsichtig strahlenden Kolorit weidet, vernimmt unser Ohr ergreifende Gesänge von Haydn, Neumann, Bach und Reißiger. — Oder wollen Sie im Affentheater die geschwänzten Menschen-Karrikaturen Triumphzüge aufführen sehen? — Oder ergötzen wir uns im Theater Variété oder in der Walhalla an der bunten Abwechslung von Musik, Akrobatik und Dramatik? oder bewundern wir die „Halbwelt" in des Orpheums strahlenden Räumen? — Nein, wir wollen zuerst zu Renz gehen, in den prächtigen Circus, den der Baurath Hitzig neu aufgeführt hat. Wir bewundern den goldenen Arabeskenkranz, der das Zeltdach umgiebt, die Friesgemälde von Steffeck, das edle Pferd in allen Dienstleistungen darstellend, die Deckengemälde von Moolenaer, nach denen unsere beliebten Nationaltänzerinnen Studien machen sollten. Die Fanfaren ertönen, und der Affe Jocko reitet auf dem Hunde Pleß in die Bahn; dann erscheint die Fee Victorine, dann die graziöse Virgine Blennow, der tollkühne Springer Theodor, der Wunderelephant Jack, das Springpferd Aegide und die brasilianischen Naturmenschen.

Das sind unsere goldenen Aepfel, unsere Hesperidenfrüchte. Und dem armen Teufel von Waldteufeljungen wollen wir ein

Almosen schenken, daß ihm die Mutter, wenn nicht Bratäpfel, wenigstens Erdäpfel zum Abendessen bereiten könne.

Die munteren Knaben, welche die Straße hinabgleiten, erinnern uns an unsere Jugendzeit, wo der kleine Handschlitten schneller und begieriger zusammengefügt wurde, als das lateinische Exercitium. Solche sogenannte russische Rutschbahn verlockt aber nicht bloß Knaben. Der ernste, schweigsame König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte sich auf der Pfaueninsel eine solche schiefe Ebene anlegen lassen, von welcher er in harmlosen Erholungsstunden hinabrutschte; dabei beschädigte er sich einmal im Fallen, denn die groben Naturgesetze berücksichtigen keine Rangunterschiede. Die militärische Aristokratie ahmte dem Beispiel auf einer russischen Rutschbahn im Bellevue-Garten nach, wo denn mancher glänzend uniformirte Herr, bäuchlings auf dem Schlitten liegend, Kopf voran, bergab glitt und sich mit der befausthandschuhten Hand lenkte.

Glänzendere Schlittenfahrten machte die Berliner Aristokratie, wenn der Hof einen Gala-Schlittenzug veranstaltete. Das ist aber ziemlich lange her. Doch schon damals gab es in Berlin einen Kreti und Plethi, der sich an Kranzler's Ecke feststellte und die einzeln zum Sammelorte vorüberfahrenden Herren Hofräthe und andre Würdenträger mit einer Wolke von Schneebällen begrüßte.

Nicht minder glänzend, aber zugleich humoristisch, waren die Berliner Studenten-Schlittenfahrten, die jetzt auch nicht mehr möglich sind, wo Berlin eine Weltstadt sein möchte und fast kein öffentlicher Auftritt ohne Konflikte zwischen Polizei und Mob stattfindet.

Und morgen, mein lieber Begleiter, wollen wir auf stäh-

lernen Schuhen, wie lustige Geister, über dem gefrorenen Wasser schweben. Im Thiergarten, bei Rousseau's Insel, ist ein winterlich romantisches Gebiet von bereiftem, glitzernden und durchsichtigen Gebüsch, von Inseln und Eisbächen. Dort versammelt sich Berlin's Schlittschuhläufer-Elite, durcheinander wogend, wiegend, schwebend und stürzend. Der Amerikaner Jackson Haynes hat diese elegante Menge durch seine Kunstleistungen auf den beflügelten Stahlschuhen zu neuem Wetteifer entflammt. Sie ist wieder Mode geworden und gehört zu unsern beliebtesten Vergnügungen, diese alte nordische Wintergymnastik, die Klopstock besang, wie er weithin die spiegelnde Eisfläche mit weißen Furchen durchzog. Auch Goethe liebte das Schlittschuhlaufen; die gewaltige Bewegung gab seinem stürmischen Herzen die Ruhe wieder, und, auf dem Eise schwebend, vergaß er sein Liebesweh um die Sesenheimer Friederike, mit der er sich später durch eine behagliche Selbstspiegelung abfand. Und was können wir nicht Alles vergessen, wenn wir, geflügelten Fußes um die Rousseau-Insel schreitend, das Abendroth durch die nackten Zweige schimmern sehen! Wir vergessen alle Winterfreuden der Hauptstadt, alle Pracht und alles Elend; wir werden wie die Jünglinge, die Klopstock's Oden gedenken, wie die Kinder, die den alten Asmus liebten und sich auf die Bratäpfel freuten.

Der Ritter der Berliner Blonden.

Bei jedem Heereszuge finden sich Nachzügler, die unwillig oder unfähig sind, sich dem schnellen Marsche anzuschließen.

Auch der rasch schreitende Zeitgeist läßt zahlreiche Marodeurs hinter sich. Es ist nicht jedem Menschen gegeben, so rasch zu fahren, zu laufen, zu denken, zu schreiben, wie der Zeitgeist. Viele bleiben in ihrem alten Geleise, bewegen sich und leben wie ehemals — das sind die Philister. Der Philister ist nichts mehr und nichts weniger als der Marodebruder des Zeitgeistes.

In Berlin, wo sich alle Kontraste durch Witz oder Humor auszugleichen streben, hat auch begreiflicher Weise das Philisterthum seine humoristische Seite, eben weil es zum Zeitgeiste einen unbeholfenen Kontrast bildet.

Man muß die Marodeurs in ihrer Heiterkeit sehen, wenn sie sich über ihr Nachbleiben zu trösten suchen. Um den Philister gemüthlich zu finden, muß man ihn beobachten, wenn er vergnügt ist, wenn er lacht, spielt und trinkt.

Er trinkt bekanntlich Weißbier.

Die Berliner „Blonde" ist eine Schönheit, welche wie Ninon de l'Enclos, wie die Mars und die Sonntag nie altert. Dahin sank der Ruhm der köstlichen Biere, des Puff, des Klatsch, des Rastrum und der Mumme — aber das Berliner Weißbier wird ewig leben und der Philister ist sein treuer, unermüdlicher Ritter.

Suchet den heiteren Philister also nicht in jenen Hallen des Gambrinus, an deren Eingange eine rothe Laterne leuchtet, wo flinke Kellner oder nymphenhafte Schenkmamsells das baiersche Hopfengetränk und den Cognac kredenzen, wo die Cigarre dampft und der Geruch eines beefsteak à l'Anglaise die Atmosphäre schwängert! — Suchet ihn in jenen bescheidenen, patriarchalischen Behausungen, wo ein wohlgenährter Wirth, von einem sorglichen Kellner unterstützt, hinter dem Ladentische mit olympisch-ruhevoller Miene und nie wankender Hand das rauschende Weißbier aus der steinernen Kruke in das schräg gehaltene, mächtige Stangenglas gießt; wo der nahrhafte Geruch eines derben „Eisbeines" die Luft würzt; wo bejahrte Stammpfeifen ungerüttelt an der Wand hangen, wo man aus dem Gärtchen das Gerassel umgestürzter Kegel vernimmt, wo zuweilen nur die ordnende Hausfrau mit der Küchenschürze erscheint, unnahbar jedem liebelnden Blicke des Fremdlings und nur dem traulichen Gespräche eines achtbaren Stammgastes zugänglich!

Solcher Bierhäuser findet man viele in der Stadt, aber hier mischen sich oft fremde Elemente mit der stabilen Originalität der Philisterei; in ihrer klassischen Eigenthümlichkeit sind sie nur in den ehemals vorstädtischen Stadttheilen anzutreffen.

Dort muß man die Marodeure des Zeitgeistes betrachten,

wenn sie sich in der gemüthlichen Heiterkeit eines Picknicks ergehen.

Der Eingang des Lokals ist im Hofe oder von der Gartenseite. Man tritt unmittelbar in das Allerheiligste, in ein geräumiges, von Tabacksrauch geschwärztes Zimmer, wo die Speisetafel gedeckt ist und der alte Wirth mit seinem jüngern Gehülfen hinter dem Schenktische steht.

Einzelne Gäste sitzen an der Tafel beim Rippenstück, bei Schweine- oder Kalbsbraten, bei frischer Wurst und Sauerkraut. Der Gehülfe des Wirths — er steht über dem Range eines Kellners — trägt Gläser dampfenden Grogs auf Untertassen umher. Aus dem angrenzenden Tanzsaal ertönt ein lockender Galopp. Das Orchester, auf erhöhter Bühne, besteht aus einigen Geigen, einer Bratsche, einer Klarinette, einer Trompete und einer Baßgeige. Die Musikanten sind, einen einzigen ausgenommen, in Civilkleidern; dieser Einzige, welcher, aus der Uniform eines Militärmusikers zu schließen, kein unbedeutender Virtuose auf seinem eigentlichen Instrumente sein kann, entlockt durch herzhafte Striche der Baßgeige, welche nicht sein eigentliches Instrument ist, schnarrende, grunzende Töne, wie die eines Lastwagens bei Frostwetter. — Die Tanzenden sind noch nicht zahlreich und gehören alle augenscheinlich der arbeitenden Bürgerklasse an; einzelne nur bekunden durch eine bessere Haltung und feinere Manieren, daß ihre tägliche Beschäftigung als Silberarbeiter, Graveur, Lithograph, Schablonenmacher, an das Gebiet der Kunst oder höheren Technik streift. Die Damen sind meistens in Gesellschaft ihrer Ehemänner, in mittleren Jahren, nett und sauber, aber nicht luxuriös gekleidet. In den Pausen zwischen den Tänzen sitzen sie

in langer Reihe nebeneinander, während ihre Männer, vor ihnen stehend, vom Grog, Weißbier und Tanz etwas aufgeregt, derbe Späße machen, sich auch wohl freundlich etwas „schubsen“. Ein ältlicher Herr in schwarzem Frack und mit einer rothen Nase besorgt die Ordnung des Reigens, nimmt den Abonnements-Preis von 7½ Silbergroschen für den Ball ein und fordert für einzelne Tänze einzelne Silbergroschen ab.

Der stärkste Punkt des Lokals ist aber neben dem Schenktische an der Thür, zwischen dem Tanz- und Speisesaal. Hier haben sich nur Männer versammelt; hier werden nur Silbergroschen verausgabt, von denen die Alte nichts wissen darf; hier lugen die zärtlichen Ehemänner nach ihren Frauen im Tanzsaal und benutzen einen günstigen Augenblick, um hinter dem Rücken des Nachbars einen Kümmel „abzubeißen“; hier sprühet das Feuerwerk der spießbürgerlichen Calembourgs und der etwas „verblümten“ Anspielungen; hierher fällt mancher bittende, warnende, drohende Blick vom weiblichen Auge.

Das rechte Leben beginnt aber hier erst, nachdem ein großer Herr mit glänzend schwarzem Haar und Bart eingetreten ist. Man begrüßt ihn freudig von allen Seiten, drückt ihm die Hand und reicht ihm das Schnapsglas; denn der Kümmel mit seinen verschiedenen Mischungen und Spielarten bleibt hier vor allen übrigen Getränken, in treuer Gemeinschaft mit der Berliner Blonden, das Bindemittel im geselligen und geistigen Verkehr. — Der große Herr ist nicht etwa ein Stammgast, sondern er erscheint nur selten, bei einem Picknick, zu Fastnacht oder Sylvester; aber Jeder weiß, daß er sich dann ganz „aufknöpft“, daß er dann von sich schüttelt alle Sorgen, jedes Bedenken, selbst den weiblichen Pantoffel.

Nachdem der lange Herr seine Hausfrau mit andern Damen und Herren in den Tanzsaal geleitet hat, kehrt er nach jenem bedeutungsvollen Platz an der Thüre zurück. „Daß Du nicht so lange bleibst!" hat ihm seine andere Hälfte zugerufen, aber er kehrt sich heut nur an die Hälfte, welche er selber repräsentirt. Jetzt wird es lebendig an dem Schenktisch; das Lachen und Trinken erleidet keine Unterbrechung; der lange Herr hat für Jeden ein geistreiches Wort, für jede Frage eine witzige Antwort: er ist geistig und körperlich höher als alles Volk.

Die Gattin des langen Herrn hat inzwischen mehre Male, aber immer vergeblich, einen Abgeordneten an diesen geschickt, mit dem Befehle, er solle zu ihr kommen. Endlich überbringt der Gesandte flüsternd die drohende Meldung: wenn er aber jetzt nicht käme, würde sie, die Gattin, ihm vor Aller Augen die Perrücke abreißen. — Das zieht. Der lange Herr macht zwar gelegentlich selber Witze über sein falsches Haar, aber so öffentlich blamirt möchte er doch nicht werden. Er kehrt, wie ein Achill, mit Entsagung zu der Gesellschaft der Weiber zurück, indem er die Gereizte durch ein Glas Grog beschwichtigt. „Karl, jetzt bleibst Du hier!" — sagt sie, das warme Getränk schlürfend. Als der unruhige Karl nach kurzer Zeit sich wieder erhebt, thut sie einen gewaltsamen Griff nach seinem Wirbel. Darob wird der lange Herr ernstlich erzürnt und wendet ihr den Rücken.

Die Tanzenden sind jetzt zu Massen gewachsen und drängen, treten und stoßen sich in aller Gemüthlichkeit. Da entsteht plötzlich ein Streit; Niemand weiß weshalb, am wenigsten wissen es die Streitenden. Karl, diese Unruhe von seinem

Stuhle gewahrend, springt unter die Tänzer und zertheilt sie mit mannhaften Handgriffen. Da sich jetzt aber beide Parteien gegen ihn wenden, verläßt der kleine Wirth seine Stelle hinter dem Schenktisch und bewegt Lippen und Arme. Das Merkwürdigste an dem kleinen Wirth ist, daß er spricht, obgleich man nichts davon versteht. Sein Organ hat das unartikulirte, geheimnißvolle Zischen des Weißbieres angenommen. Man hört seine Worte nicht, aber man sieht an seinen Gestikulationen und an der Würde, welche sich über seine rothen Wangen gelagert hat, daß er die Gäste beschwichtigen und beruhigen will. Es gelingt ihm. Auch Karl drückt Allen so gemüthlich wieder die Hand, daß der Friede bald wieder hergestellt ist.

Der lange Herr versöhnt sich jetzt auch wieder mit seiner Gemahlin, denn er kann der Holden nicht lange zürnen, und sie schließen ihren neuen Bund durch einen gemeinschaftlichen Schmaus. Aber auch der Schweinsbraten vermag die Aufmerksamkeit des Unstäten nicht fortwährend zu fesseln. Er nennt einen sehr kleinen Herrn „Nippfigur", macht vertrauliche Späße mit dem dicken Schutzmann und bestellt in anmaßendem Tone beim Wirthe: „Eine Bowle Ananaskardinal für zwei Silbergroschen".

Die Zeit ist weit über Mitternacht vorgeschritten und einige Herren äußern den Wunsch, nach Hause zu gehen; aber die Damen belieben noch zu schwatzen und die Männer fügen sich. Bald nachher fällt es den Damen ein, den Rückweg anzutreten, während die Herren in sehr lebendiger Unterhaltung begriffen sind. Da ihnen diese Unterhaltung zu lange währt, beschließen die Damen sehr übler Laune, allein zu gehen, in

der sichern Voraussetzung, daß die Männer ihnen schleunigst folgen werden. Diese aber sind heute emancipirt und bleiben. Nach einiger Zeit kehren die Frauen sehr sanftmüthig zurück und bitten die Verstockten, sie zu begleiten.

Man beschließt, noch eine Polonaise zu tanzen. Der lange Herr führt die Touren selber an, immer lächelnd, immer gemüthlich. Darauf gehen Alle sehr vergnügt, lachend und scherzend, nach Hause.

Gerson's Magazin zu Weihnachten.

Der alte Werdersche Markt zu Berlin hat mannigfache Veränderungen erlitten. Das Rathhaus besteht nur noch dem Namen nach; der Thurm, das Collegium medicum, das Ober-Accisegericht und die Rathsherren sind verschwunden. Die thurmlose Kirche hat einem Neubau mit vielen Thürmchen weichen müssen, einer illustrirten Taschenausgabe von Notre-Dame zu Paris. Die Münze, welche sich in dem ehemaligen Dalencon'schen Hause befand, hat jetzt ihr Hauptgebäude an einer Ecke des Marktes, wo die edelste Legirung ihre Stock- und Tigelprobe ablegen muß. Noch steht der Palast, der Danckelmann's mächtigen Glanz umschloß, und später, als der bevorzugte Diener des Kurfürsten von seiner Höhe herabgestürzt war, den fürstlichen Besuchern zur Wohnung diente.

Es ist ein winterheller, thauluftiger Weihnachtstag. Auf schlüpfrigen Wegen drängt sich die Menge nach der Königsstadt, nach dem lockenden Weihnachtsmarkte und den glänzenden Läden. Zahlreiche Gruppen umgeben die Groschenbuden, die neben der Münze aufgeschlagen sind. Von drinnen tönt das

Getöse der Maschinen, das liebliche Geklimper der Friedrichs-d'ors; draußen verkehrt man mit der bescheidenen kleinen, roth kolorirten Münze, die man bei uns „Silbergroschen" und in Schlesien seltsamer Weise „Böhmen" nennt. Und was giebt es hier nicht Alles für einen Böhmen! Was zum Spiele der Kindheit, was zum Bedarf der Wirthschaft, was zur Technik der Künste, zu den Nothwendigkeiten der Toilette gehört: Alles kostet hier Stück für Stück einen Silbergroschen; zinnerne Soldaten und Berliner Spaßvögel, Schreib- und Zeichnen-material, Bücher und Albums, Hosenträger und Cigarren-taschen, Strumpfbänder und Körbe, — ein hundertfaches Waarenlager Heimann Levi's, des pommerschen Paris. Es giebt kein Bedürfniß, keinen Wunsch, kein Verlangen, das hier nicht befriedigt werden könnte. Aber diese Wünsche dürfen sich nur auf die Seele des Proletariers beschränken und den untersten Saum am Gewande der Gesellschaft nicht überschreiten. Die feine Welt geht mit ihren Erfordernissen und Bestrebungen weiter hinaus und versorgt sich in andern Magazinen als den Groschenbuden. — „Die Extreme berühren sich", diese Wahrheit, welche ein großer Mann zuerst ausgesprochen und unzählige kleine Männer seitdem wiederholt haben, bestätigt sich auf's Neue.

Den Groschenbuden gegenüber erhebt sich das großartigste deutsche Magazin für Luxus, Glanz, Reichthum, Pracht und Verschwendung: das Manufaktur- und Modewaaren-Lager von Herrmann Gerson. Hier gilt ein Silbergroschen so viel wie ein Hobelspahn beim Bau eines Palastes, um makrokosmisch zu reden: so viel wie eine Ameisenmonas im Weltenbau.

Gerson's Bazar ist ein stattliches dreistöckiges Haus mit

hohen Bogenfenstern, die mit Luxusartikeln drapirt sind. Das Waarenlager nimmt zwei Haupträume ein, das Erdgeschoß und die erste Etage. Der Mittelraum erhebt sich frei bis zum Glasdache, durch welches das ganze Lokal sein Licht erhält, und bildet so zwei von schlanken Pfeilern getragene Etagen, aus deren oberer man durch die offenen, mit eisernen Brüstungen versehenen Bogenfenster den unteren Raum übersehen kann. In beiden Stockwerken sind die einzelnen Abtheilungen durch Pfeiler, welche römische Bogen tragen, getrennt. — Welch' ein bewegtes, schillerndes Leben in diesen Räumen voll Seidenglanz, zwischen diesen mit strahlenden Teppichen behangenen Wänden, auf den mit weichen Decken belegten Treppen, unter diesem Heer von rechnenden und schreibenden Comptoiristen, von verkaufenden Commis und Ladenjungfern, von begehrlichen, verschwenderisch freigebigen oder ängstlich feilschenden Käufern! — Der dem Eingange zunächst gelegene Vorderraum enthält, neben dem Durchgange zum Hinterlokal, die Kasse und ein Schirmlager, an der Seite links das Comptoir, die Kontrole, den Lichtsalon und ein Bandlager, rechts die beiden ersten Abtheilungen. In der einen befinden sich die gewöhnlichen Manufakturwaaren, Kattune, Tarlatans, Mousseline, womit auch ein Diätarius oder ein kleinerer Bürger das Herz seiner Geliebten erfreuen kann; in der zweiten die bescheidenen Kleider- und Mäntelstoffe, die Pondicherys und Terneaus, die sechs Thaler pro Elle nicht übersteigen und die Kasse eines Beamten, der eine Weihnachts-Gratifikation erhalten und eine zärtliche Extravaganz gegen die Gattin begehen will, nicht erschöpfen. — Die eigentlichen Luxusartikel enthält der glasgedeckte Hinterraum. In der Mitte desselben erblickt man die

feinen Weißwaaren, Kanten-Mantillen und Stickereien, die Spitzentücker, Coiffuren, die Neuigkeiten der Saison, die zarten durchsichtigen Sachen, mit denen sich die Bräute schmücken und welcher unsere Salondamen zum Licht-Effekt bedürfen, wie sich der Zeichner der weißen venetianischen Kreide bedient. An der Hinterwand breiten sich, in allen Farben des Regenbogens spielend, die Seidenwaaren aus und die goldgestickten Roben, welche an Hoffesten glänzen. In den Seitenräumen rechter Hand befinden sich die kostbaren Confections, Ballanzüge und Jacona's, die Phantasiestücke, welche die Börsen zerrütten, die zarten Gewebe, darin sich mancher Galan zu Tode gezappelt hat. Linker Hand liegen die Treppen zur ersten Etage und zwei Abtheilungen, von denen eine Herren-Artikel enthält, vom kostbaren Schlafrock bis zu den baumwollenen Socken, die andere aber die goldenen Träume unserer Frauen: die herrlichen Shawls, vom bescheidenen chinesischen Krepp bis hinauf zu jenen kostbaren viereckigen Stücken, die Bagdad und Indien uns senden. — Nicht weniger reich ist die erste Etage ausgestattet. Neben dem Engros-Lager in- und ausländischer Manufaktur-Waaren finden wir hier alle Bedürfnisse für unsere Töchter, von den Layettes für die Neugebornen bis zu den Trousseaux, womit wir sie bei ihrer Vermählung ausstatten; die feinen Pichel, Höschen und Spenzer, worin unsere Kinder so liebenswürdig aussehen, daß Niemand glauben sollte, wie lästig sie uns zuweilen durch Unarten, Geschrei und Unreinlichkeit werden; Utrechter Sammet und die weichen Möbelplüsche, die nur für Reiche geschaffen sind; Mull- und Tüll-Gardinen zum Verschleiern süßer Geheimnisse; Tischdecken aus Seide, Kaschmir und Coteline, nur würdig, silberne und krystallene

Gedecke zu tragen. — Dies ist das Gebiet der Mode, welche die Schönheit und Narrheit als äußerste Pole begrenzen, enthaltend alle Artikel des Wohllebens, der Behaglichkeit, Verfeinerung und Verweichlichung, zur Verschönerung und Entstellung des Körpers, zur diätetischen Pflege wie zur Zerrüttung der Gesundheit dienend. Aus dem gemeinen Bedürfnisse der einfachsten Bekleidung zu dem höchsten Grade des Luxus potenzirt, bilden diese Stoffe die Gegenstände der Intrigue, des Neides, der Eitelkeit, der Sehnsucht und Liebe.

Und welch' sonderbares Publikum in diesen modernen Plundersweilern!

Jene alte Engländerin läßt die Verkäuferin, ein frisches, junges Mädchen, ein Lamamäntelchen anprobiren. Wie herrlich steht es dem jungen Mädchen! Die Engländerin kauft den Mantel, weil er so gut kleidet. Arme Matrone, du wirst anders darin aussehen!

„Wo ist mein Mann, mein Mann?" ruft ein niedliches Frauchen. Der Gatte aber hat sich hinter einem Pfeiler verborgen, denn nie erscheint ihm seine andere Hälfte fürchterlicher, als in den Hallen eines Modemagazins. — Dieser alte Herr bezahlt 60 Thaler für einen gestickten Schärpeshawl, ein wahres Gemeingut für ihn und die Gattin, denn den Shawl muß er ihr, der gefeierten Schönheit, stets nachtragen, wenn sie in Teplitz oder Baden-Baden mit den Löwen der Saison voranstolzirt. — Du, redlicher Gutspächter, zahlst auch unter Herzklopfen deine 12 Thaler für einen Nerzmuff, nicht aus Geiz, sondern aus ängstlicher Beklommenheit. Denn drei Mißernten erscheinen seiner Phantasie nicht schrecklicher, als das Gesicht seiner Gattin, falls ihr dieser Muff nicht gefiele. Es

giebt noch größeres Schrecken als Hagelschlag und Nachtfrost für einen Gutspächter, der unter dem Pantoffel seiner Frau steht. — So ist es recht, junger Mann! Es kann Ihnen auf 40 Louisd'ors nicht ankommen, denn es gilt eine reiche Heirath, womit die alten Schulden bezahlt und die Kredite für neue eröffnet werden. — Wie sie lächelt, die holde Braut, während der Vater die schöne Valencia-Robe bezahlt! Sie glaubt ihm darin noch lieblicher zu erscheinen, dem Auserwählten. — Hier zahlt ein Kommunal-Lehrer 27 Silbergroschen für die Elle Alepine. Es ist zwar eine große Ausgabe für einen Kommunal-Lehrer, aber er liebt seine Frau zärtlich, und die Schwiegermutter will ein wenig hoch hinaus und meint, man kaufe bei Gerson am billigsten.

Das Gedränge der Käufer mehrt sich, und auch dort drüben die Groschenbuden werden immer dichter umringt. Ungleich verstreut die Natur und die Gesellschaft ihre Gaben, ungleich sind Güter, Fähigkeiten und Bestrebungen vertheilt; aber auch verschieden sind äußere und innere Gestalt, und weise spricht der alte Dichter:

„Eine Muschel verschließt
Perlen; ein Fels
Decket den Edelstein."

Berlins Thore.

Die Stadtmauer Berlins ist dem Weltstadtgeiste zum Opfer gefallen; der junge Mann wächst aus den Kinderkleidern heraus, der nachgährende Most sprengt die engenden Dauben des Fasses. Auch einzelne Thore sind bereits niedergerissen; diejenigen, welche stehen bleiben, werden allmälig nur, wie die Pariser Porte St. Martin und St. Denis, eine historisch topographische Bedeutung bewahren. Dennoch kann man bis jetzt mit vollem Recht noch von den Thoren Berlins als von solchen Punkten reden, welche ein charakteristisches Gepräge der angrenzenden Gebiete, sowohl im Innern wie nach außen hin, kennzeichnen; und dies um so mehr, als die neu aufgeschossenen Gebiete innerhalb des erweiterten Weichbildes noch zu jung sind, um jenen Charakter völlig zu verändern.

Berlin öffnet seine Thore fast nach allen Punkten der Windrose nnd jedes führt nach einer „scheenen Jegend.“ Zu einer schönen Gegend gehört für den Berliner eben nur ein offenes Kartoffelfeld, mit einigen Düngerhaufen garnirt, zur Abwechselung ein schmaler Feldgraben, an dessen Ufern sich

einige struppige Weiden zeigen, Bäume, welche die Natur nur für Gefangene, für Korbmacher und solche Menschen, welche sich gern erhängen, geschaffen zu haben scheint. Mit Recht liebt der Berliner das offene Feld, wo der Blick, befreit von den städtischen Mauerschranken, ungehindert über die bunten Teppiche der Aecker schweift. „Was nutzt mir der Mantel, wenn er nicht gerollt ist?" sprach jener preußische Unteroffizier zum Rekruten, der seine Winterkleidung angezogen hatte, anstatt sie gerollt auf den Tornister zu packen. Dieselbe Aeußerung hörten wir, symbolisch angewandt, von einem Berliner, der durch das fruchtbare Holsteiner Land gereist war, ohne vor den hohen Hecken ein einziges Getreidefeld sehen zu können, und der mit aller Mühe einen Baum erklettert hatte, um eine Kuh auf der Weide zu erblicken. Und der Mann hatte vollkommen Recht mit seiner Aeußerung. — Wälder haben für den Berliner gar keinen Werth, sondern sind bei ihm sogar unbeliebt, weil sie dem Raub- und Diebsgesindel Zufluchtsstätten bieten könnten. Aus diesem Grunde wurden noch vor wenigen Jahren ansehnliche Stücke Buschwerk vor dem Schlesischen und dem Oranienburger Thore niedergeholzt. Ebenso wenig hält man von den Bergen. Als es im Jahre 1848 dem Magistrat daran gelegen war, eine brotlose Klasse zu beschäftigen, ließ man eine beträchtliche Hügelkette im Norden der Stadt dem Boden gleichmachen; auch der Tempelhofer Berg wird immer mehr und mehr von den „Sandfuhrleuten" unterminirt, die das weiße Erdreich zum Gebrauche der Hausmägde und für die Streufässer der Bureaukraten liefern. Dennoch ist nicht zu bemerken, daß mit dieser Abnahme der Berge sich auch die Zahl der Cretins vermindert hätte.

Das Potsdamer Thor bildet den Uebergang von der Aristokratie zur reichen Bourgeoisie. An der Ecke der Wilhelmsstraße endet das Quartier der Paläste mit den monotonen Fronten und hohen Rampen; es beginnt die Leipziger Straße, eine der lebhaftesten und glänzendsten der Residenz. Durch den angrenzenden Thiergarten und die Potsdamer Eisenbahn wird dieses Thor die Hauptpforte für das Vergnügen und den Reiseverkehr. Spaziergänger, Reiter und Karossen, Reise- und Lastwagen strömen aus und ein und mit ihnen kommen die Potsdamer, um Berlins Vergnügungslokale zu besuchen und die alten Eßwaaren der vergangenen Tage zu verzehren. Der Potsdamer, obgleich in nächster Nähe von der Hauptstadt, gilt doch dem Berliner für den Urtypus des Provinzialisten, dem die höhere Weltanschauung fehlt und der überall erkannt und düpirt wird.

Das herrlichste Thor Berlins ist das Brandenburger, welches an Athen erinnert und nach Spandau führt. Die prächtigen dorischen Säulen, nach dem Muster der griechischen Propyläen, versetzen den eintretenden Fremden dermaßen in klassische Illusion, daß er den nächsten Schusterjungen in griechischer Sprache nach der besten bairischen Bierhalle fragen möchte. Auf der Höhe des Portikus prangt das Viergespann mit der Victoria, die vor allen übrigen Victorien mit dem eisernen Kreuz geziert ist und noch vor der Zeit der Industrie-Ausstellung eine Reise nach Paris gemacht hat. Diese kolossalen Viergespanne sind unstäte Thiere; auch die vier vergoldeten Rosse an der Markuskirche zu Venedig sind in ihrem antiken Paßgange von Korinth nach Venedig, von dort nach Paris und dann wieder zurück nach Venedig getrabt. Dort stehen sie mit

aufgeblähten Nüstern, ungeduldig die Zeit erwartend, wo das Weltenschicksal sie zurücklenken werde nach dem klassischen Boden der Heimath. Wir konnten beide Viergespanne nicht ansehen, ohne unseres berühmten Landsmannes und Burschenschafters Jahn zu gedenken. Jahn hat sich zu beiden in Beziehung gesetzt. Als die Berliner Victoria in Paris stand und die Decke des Portikus ihrer schönsten Zierde beraubt war, fragte er einen Schüler, nach jener Stelle deutend, was er sich dabei dächte. „Nichts" — erwiderte der Knabe. Da entbrannte Jahn in patriotischem Zorn und rief: „Dummer Junge, Du mußt daran denken, wie wir sie wiederbekommen!" Und dabei gab er dem Burschen eine derbe Ohrfeige. Jahn ohrfeigte seine Turnerjungen wie die Alten, um ihnen historische Momente einzuprägen. Das andere Mal stand er in Paris auf dem Triumphbogen des Caroussels, als man die korinthischen Rosse hinunterwand, um sie nach der Markuskirche einzuschiffen. In seiner Umgebung befanden sich nur italienische und irische Arbeiter. Jahn hätte ihnen ebenfalls gern Ohrfeigen gegeben, um ihnen die historische Wichtigkeit des Moments begreiflich zu machen, aber er bezweifelte, daß sie so still halten würden, wie der Berliner Turnerjunge. Deshalb machte er sich an die Bildsäule der Victoria Frankreichs, die vom Triumphbogen des Caroussels dem Pariser Volke die bluttriefenden Siege verkündet hatte von Marengo, Austerlitz und Jena. Der Teutone ergriff den Possekel, schlug damit den schönen bronzenen Mund der Siegesgöttin, daß es tönte wie von einer Memnonssäule und dabei rief er: „Du hast deinen Mund immer sehr weit aufgethan, aber wir haben ihn dir geklopft und gestopft! Leipzig! (dabei ein Hieb mit dem Possekel) Waterloo! (wieder ein Hieb)."

Und die Victoria Frankreichs mußte sich das Alles gefallen lassen, denn in Paris standen 150,000 Gäste, die alle zur Parthei des alten Teutonen gehörten. — Jetzt schauet die Quadriga zu Venedig wieder auf das lustige Treiben des Markusplatzes und die preußische Siegesgöttin blickt wie ehedem über die Berliner Linden, die schöne Perspective, die in der Welt ihres Gleichen sucht. Was die norddeutsche Hauptstadt aufzubieten hat an Glanz, Luxus und Schönheit, vereinigt und versammelt sich in diesem Stadttheile: die prächtigsten Paläste, öffentliche und Privatgebäude, Akademien, Schlösser, Statuen, strahlende Läden, Kunstkabinete, glänzende Karossen, verführerische Frauen, elegante Männer und seltene Hunde. Nach außen führt der Portikus der Propyläen in den Thiergarten Berlins, bois de Boulogne und longchamp.

Das Anhaltische Thor führt nach der Vorstadt der höheren Beamten und Geheimräthe. Die Häuser sehen aus wie Aktenkisten, und die weißen Fenstergardinen erinnern an die steifen Vatermörder der Kanzleiräthe.

Das Hallesche Thor ist der Südpol Berlins, und man kann mit Recht die lange lebhafte Friedrichsstraße, die von dort schnurgrade bis zum äußersten nördlichen Ende der Stadt führt, als die Achse bezeichnen. Von der Kochstraße bis zum Thore erhält der ganze Stadttheil das Ansehen kleinbürgerlichen und unbedeutenden Lebens. Die „scheensten" Gegenden vor dem Thore sind die Hasenhaide und die Aktienbrauerei Tivoli; der nächste Raum wird von Kasernen, Exerzirplätzen und Kirchhöfen eingenommen und das Straßenleben innerhalb beschränkt sich auf die lärmende Janitscharenmusik der Truppenmärsche, auf das dumpfe schläfrige Rollen der Leichenwagen und die

staubaufwühlenden Touren der Omnibusse. Die Gegend wird sich heben, wenn die Discontogesellschaft ihren Plan verwirklicht: die große Sandgrube neben dem Tempelhofer Berge in ein zweites Chamouny zu verwandeln. Dann wird sich für die Belle-Alliance-Straße, wo noch vorzugsweise die Holzschuhe (Pantinen) klappern, und für die noch öden Möckern- und Nostitz-Straße eine reiche Zukunft eröffnen. Die schätzbarsten Einwanderer, welche durch dieses Thor gelangen, sind bis jetzt die Teltower Rüben. Von hier zog sich die ehemalige Stadtmauer an dem Köpnicker Felde entlang, wo noch vor funfzehn Jahren Ackerbau getrieben wurde. Jetzt ist eine ganz neue, weit ausgedehnte Stadt dort entstanden, mit drei mächtigen Plätzen, einer protestantischen und einer katholischen Kirche; als Lebensader durchströmt das neue Gebiet der Kanal mit zwei geräumigen Bassins. Obgleich die äußersten Straßen dieses Distrikts nur erst auf dem Entwurfsplan vorhanden sind, so mögen die siechen Menschen, welche in Bethanien unter der pflegenden Hand der Schwestern nach Genesung seufzen, doch die Zeit zurückwünschen, wo dieses noch isolirte Krankenhaus von einer frischen, von städtischen Miasmen befreiten Luft umweht wurde. Der neue Görlitzer Bahnhof wird binnen Kurzem die Physiognomie dieses Stadttheils völlig verändert haben.

Das Schlesische und das Stralauer Thor, zu beiden Seiten der Oberspree, führen nach den Lustörtern Stralau und Treptow. Hier, wo der Lebensstrom Berlins noch ungeengt und ungetrübt einherfluthet, passiren die langen Spree- und Oderkähne, welche die Stadt mit Lebensmitteln, Brenn- und Baumaterial versehen und wie kolossale Plätteisen über

die bescheidenen Falten des Spreespiegels gleiten. Hier sind die Sommerwohnungen der Berliner Wasserratten, der Liebhaber von Segelfahrten und Schwimmpartien, und der jungen Leute, die sich für die preußische Marine bestimmen und vorläufig gelbgeränderte Mützen tragen, viel Salziges essen und See-Romane von Marryat und Cooper lesen. Hier wurden früher die berühmten Wasserfeuerwerke abgebrannt, die stets das Wetter verdarben, ehe Wieprecht's Concerte im Hofjäger diesen metereologischen Beruf übernahmen. Hier trinkt der Berliner seine Weiße zum Aal und Gurkensalat, um sich das Fieber zu holen; hier nimmt er am Stralauer Fischzuge Abschied von den Wandervögeln und ertränkt seine Sommer-Erinnerungen in doppeltem Kümmel. Der Name dieses Stadttheils klingt in den Ohren eines Droschkenkutschers wie ein verlorner Posten.

Das Frankfurter Thor begrenzt einen großen, aber armen Stadttheil, wo brotlose Seidenwürkergesellen im Schlafrocke einherwandeln und sich des Abends um eine Harmonika oder einen Leierkasten gruppiren. Weiße Backwaaren und reine Wäsche gehören hier zu den Luxusartikeln, und, wie jener Shakespeare'sche Held ein Königreich für ein Pferd bot, so könnte man hier ein Pferd vergebens für eine Havannah-Cigarre bieten.

Das Landsberger, Prenzlauer und Neue Königs-Thor begrenzen Stadttheile, welche durch den Alexanderplatz von der Königstadt, dem geschäftigsten Theile Berlins, getrennt werden. Diese haben durchweg vorstädtischen Charakter durch zahlreiche Ausspannungen und Verladungsgeschäfte. Die Straßen sind weniger von Menschen als von Viehheerden belebt, die

gewöhnlich hier ihren Einzug halten, um dem Vielfraß Berlin zum Opfer zu fallen.

Einen heiteren Charakter hat das Schönhauser Thor. Das angrenzende Stadtgebiet ist nüchtern und eintönig und steht nur durch die Stralauer Brücke in entfernter Verbindung mit dem merkantilen Leben der Königstadt. Aber außen sind die unzähligen Brauereien und Biergärten, wo der Berliner seine Baiersche an der Quelle trinkt. Hier befindet sich auch der Windmühlenberg, Berlins St. Gotthardt, der Ursprung der neuen Wasserleitung, die einen frischen Strom durch die welken Rinnsteinadern der Stadt führt. Es ist nur eine Stätte hier, die an Tod und Vergänglichkeit erinnert! der Begräbnißort der Talmudisten; sonst überall giebt es nur Heiterkeit, Leben, Gerstensaft, Wiener Würste und harte Eier.

Das Rosenthaler Thor führt nach einem sandigen Vergnügungsort, welcher nach einer hier befindlichen Mineralquelle der Gesundbrunnen heißt. Ehe Marienbad, Teplitz und Baden-Baden in Aufnahme kamen und Hoff die Heilkraft des Malzextrakts erfunden hatte, sollen hierher von Berlin aus wirklich Badereisen unternommen worden sein. Jetzt murmelt der Quell einsam und traurig, als klagte er über die Undankbarkeit des Zeitalters. Der Ort selber würde noch gewinnen, wenn der vorüberrauschende Stettiner Bahnzug hier eine Station machte. Aber auch ohne dies ist der Ort in neuester Zeit angewachsen und streckt sich den neuen Distrikten vor dem Rosenthaler und Hamburger Thore entgegen.

Das Hamburger Thor leitet in das Voigtland, das Gebiet der Familienhäuser, der zerrissenen Jacken und schief getretenen Stiefel. Doch hebt sich diese Gegend des Pauperismus

jetzt durch die angrenzende Vorstadt, zu welcher man aus der Friedrichsstraße durch

das Oranienburger Thor gelangt. Diesen Stadttheil nennt der Berliner das „Feuerland". Der Pharao der Industrie hat hier unzählige Obelisken erbaut, welche die Atmosphäre mit schwarzem Kohlenqualm schwängern. Ueberall riecht man Ruß und Eisen, überall hört man das Pochen der Maschinen und den Schlag der Schmiedehämmer; überall sieht man Blousenmänner mit geschwärzten, bärtigen Gesichtern und markigen Armen. Es ist das Reich, welches Borsig gründete und Konkurrenten erweiterten. Die riesige Industrie, welche hier herrscht, und die Nähe der Hamburger Eisenbahn verleihen diesem Stadttheile ein Ansehen von geschäftiger Wohlhabenheit und verursachen einen ununterbrochenen Straßenverkehr. Auch die Genüsse der Kunst sind diesem Gebiete nicht fremd, und wie der letzte Hammerschlag verhallt, beginnt die Vorstellung in Woltersdorf's Theater.

Das Neue Thor führt zum Hamburger Bahnhofe und nach der neuen Industriestätte des Moabiterlandes. Es bringt uns die echten Lords aus London und die unechten aus den Hamburger Fleeten, die Austern, Hummern und alle Delikatessen, die am Jungfernstiege heimisch sind. Hinaus gehen die Stockjobbers, Bonvivants, Auswanderer, und zur nächtlichen Stunde die Ausreißer, Schwindler und Bankeruttirer: die manchmal schon in Wittenberge abgefaßt werden. An dieses Thor grenzt das Charité-Viertel, Berlins lateinisches Quartier, das Reich der möblirten Zimmer, wo die studirenden Söhne Aeskulaps wohnen. Wer ein Laie in der Medicin ist und einen schwachen Magen hat, dem ist nicht zu rathen, in einer der Restaura-

tionen dieses Stadttheils zu essen, da das Tischgespräch sich in der Regel um Paukereien, ansteckende Krankheiten und ekelhafte Obduktionen dreht. Abends hört man in den Straßen den Ruf nach dem Wächter, Kommers-Lieder, Rappiergerassel und Stichwörter, die an Jena und Göttingen erinnern.

Der **Unterbaum** ist nur ein Brückenthor, welches aus dem lateinischen Quartier nach dem Thiergarten und zum nahe gelegenen Brandenburger Thore leitet. Die Verbindung dieses Brückenthors einerseits mit dem schönen Königsplatz im Thiergarten, andererseits mit den neuen stattlichen Hafenbauten, welche an den Hamburger Bahnhof grenzen, wird zuversichtlich eine schnelle Hebung des nordwestlichen Theils der jungen Weltstadt bewirken.

Alle diese Thore, obgleich einer und derselben Stadt zugehörend, sind also, wie gezeigt, in Ansehung ihrer Physiognomie, ihrer Bedeutung und ihres Charakters außerordentlich verschieden. Sie hatten nichts Uebereinstimmendes als den Schlacht- und Mahlsteuer-Beamten im grünen, blaukragigen Rocke, der so wüthend mit seinem Spieß auf die Säcke losstícht, als wollte er, wie Hamlet, den alten Polonius hinter der Tapete erstechen und dabei ausrufen: „Todt für 1000 Dukaten!" Auch diese Stoßfechter sind der Mahnung einer unabweislichen Fortschrittspartei gefolgt und haben ihre neuen Amtswohnungen an der äußersten Grenze des erweiterten Weichbildes bezogen.

Die Börse.

Ihr könnt euch leicht denken, daß der Handelsstand einer Weltstadt ganz anders beschaffen ist, als der einer Residenzstadt von ehemals. Um das richtige Verhältniß zwischen Beiden auf den ersten Blick zu erkennen, vergleichet nur das prächtige Börsengebäude in der Burgstraße, mit seiner mächtigen Front, seinem Perron, seinen Flügelthüren und Spiegelscheiben, mit seinen imposanten Säulen und Balkonen, mit seinen monumentalen Gruppen und Statuen — vergleichet nur einmal diesen Jobber=Palast der Actien=, Disconto= und Agiotage=Aristokratie mit jenem bescheidenen Tempel des Merkur, der, noch aus der alten Zeit erhalten, neben der Domkirche stehen geblieben ist und worin jetzt die Eleven des Bergamtes ihre alchymistischen Studien betreiben!

O, Merkur, Beschützer der Reisenden, Kaufleute und Spitzbuben, wie einfach war dein Kultus in Berlin noch in jener Zeit, als man sich in dem Börsengebäude neben der Domkirche versammelte! wie einfach war damals noch das Getriebe des Handels, wie solide seine Grundlage, wie bescheiden sein

Streben! — Wo Gerson jetzt der leichtfüßigen, geschnürten und wattirten Modegöttin den Tempel mit aller Pracht ausgerüstet hat, saß damals noch der schwarze Schulze in seinem Comptoir, der nun schon längst nebst seinem ganzen Hause zu seinen Vätern versammelt ist. In der Kurstraße wohnte der alte Pietsch, einer der Aeltesten unter den Aeltesten, der mit dem Minister Rother befreundet war, beim Großkanzler Beyme in Steglitz zu Mittag speiste und beim Geheimrath Endell unter den Linden soupirte. Der alte Zwicker, der jetzige Disponent bei Gebrüder Schickler, saß damals noch am Brief-Copirbuch, aber in der Jägerstraße thronte der greise Mendelssohn mit seinem weißen imposanten Patriarchenhaupte über dem Hauptbuch. Breest, Gelpcke und Kuckerling waren ein erst aufkeimendes Haus, von dem man aber vermuthete, daß es „gut" werden würde, und über Bleichröder, der ein obscures Comptoir in der Rosenthalerstraße hielt, ging noch ein unbestimmtes Gerücht, daß er ein Agent von Rothschild sei. Sonst gehörten noch zu den „guten alten Häusern": Anhalt und Wagener, Fetschow und Sohn, J. S. von Halle, Ossent und Poppe, Herrmann und Fähndrich, Meyer in der Heiligengeiststraße; — die unzähligen Firmen der Millionäre und Juste-Millionäre, welche heut unter den Berliner Negocianten glänzen und klimpern, waren damals noch nicht einmal in der Idee, geschweige im Embryo vorhanden.

Das Bank- und Wechselwesen lag noch in der Kindheit oder vielmehr: es lebte noch im Stande der Unschuld. Jacquier und Securius und Engelhardt, die bedeutendsten der offenen Wechselgeschäfte, hatten keine Ahnung davon, daß man, wie jetzt ihre Collegen unter den Linden, ein ganzes Schaufenster

mit Tausenddollars-Noten und doppelten Napoleons ausstaffiren und dabei nur eine dünne Spiegelscheibe zur Grenze zwischen den Schätzen Peru's und der Habgier eines hungrigen Proletariers setzen könne. Man kannte noch nicht den Disconto-Verein, weder in seinem philantropischen Ursprunge noch in seiner plutokratischen Vornehmheit; wer speculirte, wagte sich nur an Seehandlungs-Prämienscheine, denn die Seehandlung hatte das erste große preußische Kauffahrtei-Schiff „Prinzeß Luise" in See gehen. Der Kassen-Verein war erst im Entstehen und in dem Kassen-Saal der königlichen Bank, wo sich jetzt Hunderte von Menschen klopfenden Herzens zusammendrängen, um von wenigstens zwanzig Beamten steif und officiell abgefertigt zu werden, sah man damals vor einem mäßiggroßen Tische selten mehr als zwei oder drei Lehrlinge oder Kassendiener stehen, die eine Disconto-Rechnung erledigten. Und das geschah ohne Hast und Ueberstürzung: in der gemüthlichsten Weise. Der Kassirer Eggebrecht, den die Natur schon durch einen doppelten Daumen zum Zähler von Kassenscheinen oder Courantdüten bestimmt hatte, kam niemals aus seinem ruhigen Takt; der alte Lüdicke saß mit stets lächelnder Miene an seinem Rendanten-Pult und der alte Director Hundt kritzelte harmlos seine zittrige Unterschrift in die Bankscheine.

In jener Zeit drängte sich wöchentlich das ganze merkantile Geschäft auf die drei Posttage zusammen, an welchen die vereinigten Makler des Morgens in Miethswagen ihre Rundreise durch die Stadt machten: der schlanke Delmar, der immer ernst und gemessen war, wie ein Baron, der aus Versehen vereidigter Makler geworden war; der kleine Busse, der es immer eilig hatte, eingedenk des Yankeespruchs: time is money;

der gravitätische Wegener, dessen rothe Nase sich anmuthigst zwischen den steifen weißen Vatermördern hin und her bewegte. Die damals noch vervehmte Species der Pfuscher war nur spärlich vertreten und der eifrigste, der pockennarbige Ewald, war wegen seiner Taubheit nicht praktisch und antwortete nicht selten, wenn er nach „Kurz-Hamburger" gefragt wurde: „Ja, es ist heut schönes Wetter."

In jener Zeit gediehen auch noch die Fuhrleute und die Schiffer, und die Comptoirdiener, welche den Packhof hatten, verdienten so viel, daß sie des Sonntags ausreiten konnten. In jener Zeit machten die Berliner Herren Prinzipale ihren auswärtigen Geschäftsfreunden noch Geschenke mit Teltower Rübchen und bezogen ihre Bedürfnisse direct: das Tuch zu ihrem Ueberrock von Samuel Benjamin Ruffer in Breslau und den Champagner, womit sie ihre Gäste in der Therbusischen Ressource bewirtheten, von Jeremias Siegmund Förster in Grüneberg.

Das war die harmlose Zeit, wo sich Berlins Kaufmannschaft in den Räumen der kleinen Börse neben der Domkirche oder vor derselben auf dem eingegitterten Kiesplätzchen versammelte.

Nun tretet in das neue Börsengebäude, schauet das Haus und die Leute, die darin verkehren! und ihr werdet inne werden, daß die Weltstadt nicht mehr mit jenem gemüthlichen Kram zu thun hat.

Ihr seht einen mächtig langen, mächtig hohen Raum, der durch einen offenen Propyläengang in zwei gleich große Räume und durch eine Säulengalerie in zwei Etagen getheilt ist. Die Säulen sind aus Marmor, mit vergoldeten Kapitälen, und unter der gewölbten Decke zeigen sich Klöber's kostbare Fresco's.

In den Mittagsstunden von 12 bis 2 Uhr seht ihr in diesen Räumen ein seltsames Durcheinanderwirren, wie in einem Ameisenhaufen und höret ein Gesumse und Gesause, als ständet ihr beim Sturm an einem Uferfelsen Schottlands. Und wenn ihr Philosophen seid und dieses Treiben sehet und das kurze menschliche Leben bedenket, so sprecht ihr wohl bei euch achselzuckend: tant de bruit pour me omelette!

Aber ebenso wie in einem Ameisenhaufen herrscht auch hier Ordnung im Gewirre, wie in einem Shakespeare'schen Stück herrscht auch hier Methode in der Verrücktheit. Von diesen Leuten, die so unruhig und hastig umherlaufen, hat doch Jeder seinen bestimmten Platz, wo er gefunden werden kann, und Jeder weiß, auf welchem Orte er den Andern findet. Während zwei mit einander plaudern, zupft den Einen ein Dritter im Vorbeigehen am Rock; Jener sieht sich nicht um, aber er bricht die Unterhaltung ab und eilt nach einer entfernten Bank, wo der Mahnende bereits Platz genommen hat. Ein krausköpfiger Jüngling mit orientalischen Augen erhält von einem bleichsüchtigen Greise seine Ordre und stürzt sich dann mit Todesverachtung in die wühlende Menge. Endlich erreicht er einen lederfarbenen Jünglingsmann, der mit geöffnetem Notizbuch dasitzt. Der Krausköpfige will nach einem kurzen Anruf seine Nase in dieses Buch stecken, aber Jener klappt sein Portefeuille zu. Mit verzweifelten Schritten eilt jetzt der Krausköpfige durch die Menge zurück; bald hat er wieder den bleichsüchtigen Greis aufgefunden; er umarmt ihn, wie sich Menschen zum letzten Lebewohl zu umarmen pflegen; er flüstert ihm etwas ins Ohr, worauf dieser nur zustimmend mit dem Kopfe nickt. Wieder eilt er jetzt zu dem Lederfarbenen, der ihm nun bereit-

willig einen Blick in die Notizen gestattet und nach wenigen Minuten hinzuschreibt.

Ihr müßt aber nicht etwa glauben, daß es sich bei aller dieser Geschäftigkeit immer um reale Dinge handle. Behüte! es giebt unter diesen Materialisten und Realisten dennoch eine Klasse, die sich nur mit Gedankendingen beschäftigt. Der Mann im schwarzen Frack dort verkauft so eben dem nebenstehenden im blauen Ueberrock für 10,000 Thaler braunschweiger Actien; er besitzt aber weder eine braunschweiger Actie noch einen preußischen Fünfthalerschein; darum handelt es sich auch nicht, denn die Actie ist hier ein Ideeding und die Spekulation allein das Concrete: am Ablieferungstage können die braunschweiger Actien von 90 auf 92 gestiegen oder auf 87 gefallen sein und die Coursdifferenz giebt einen erklecklichen Gewinn oder einen nicht unbedeutenden Verlust; — und weiter hatte die Sache keinen Zweck. Jener dickbäuchige Kahlkopf spekulirt seit der Salzburger Conferenz auf die hausse und macht eifrig in österreichischer Staats-Anleihe und in Metalliques. Dagegen spekulirt jener hektische Blondin auf die baisse. — „Haben Sie gelesen, — fragt er — was Thiers hat gesagt im gesetzgebenden Körper? wollen Sie kaufen Russisch-Englische von 1862?“

Letztere sind die sogenannten Jobber, in ihrer eigenen Diebessprache: Bullen (Käufer) und Bären (Verkäufer), oder diejenigen Leute, welche mit Staatspapieren handeln, ohne einen wirklichen Antheil daran zu haben und die dabei ihre Verhandlungen vor den Augen des Publikums, das gegen sie stets im Nachtheil bleibt, verbergen, die das im Umlauf gesetzte Staatspapier beständig zwischen der Stockbörse und dem Publikum hin und her

laufen lassen und durch ihre „Omniums" und Scheinverkäufe die wirklichen Fonds-Inhaber verhindern, auf den Markt zu kommen. In England, wo diese Sorte schon im Anfange dieses Jahrhunderts in Blüthe stand, hat sie den Betrag der gesammten Nationalschuld bestimmt; dort und auch in anderen Ländern sind diese Menschen es stets gewesen, die den mißliebigen Regierungen mit Leichtigkeit Anlehen verschafften, Kriege möglich machten und das Land mit Wittwen und Waisen füllten.

Schwindelt nur weiter, ihr Jobber! ich sehe Ihnen an, mein Herr, daß Sie morgen Ihren Creditoren 15 Procent bieten wollen; und von zehn unter Ihnen, meine Herren, weiß ich, daß, wenn jetzt eine Geldklemme einträte, Sie eben so wenig Viergroschenstücke auf den Tisch zu legen hätten wie ich. Und Sie dort, Sie kleiner Schäker mit der rothen Nase, athmen ordentlich leichter auf, seitdem der Minister das Schuldgefängniß revidirt und die Abschaffung der Schuldhaft in Aussicht gestellt hat. Ja, ich weiß, daß es Euch gehen kann wie jedem Ameisenhaufen, wenn Jemand, der mächtiger ist als Ihr Ameisen, mit der Fußspitze in Euer industriöses Gebäude stößt. Wie werdet Ihr dann erst viel hastiger und auch ungeordneter durch einander rennen und summen und brummen! Hütet Euch also vor solchem mächtigen politischen Fußtritt! — Doch das könnt Ihr nicht, denn das Damoklesschwert der Politik schwebt beständig über dem Haupte eines Börsenspekulanten.

Es ist zwei Uhr. Fahret nach Hause und esset reichlich zu Mittag und trinket noch reichlicher! Trinket auch ein stilles Glas auf das Andenken des Millionairs, der heute zur Ruhe bestattet wurde, des redlichen Kaufmanns, der aber nichts Höheres kannte, als hohe Course, und der sich nie genugsam

darüber wundern konnte, daß Meyerbeer bei seinem Reichthum noch Opern schrieb!

Das ist eine Börse von heute, und wir müssen sie in ihrer Großartigkeit bewundern; ihre Mängel gehören mit in den Lauf der Welt. Trotz Jobberei und Schwindel steht dieser Pluto-Palast der neuen Weltstadt in engem Zusammenhange mit den großartigen Friedens-Institutionen der Welt, mit dem Wohlstande der Nationen, mit den Triebfedern der Industrie, mit dem Geiste der Erfindungen und Entdeckungen. Und dies Alles, ungeachtet der ganze Handel bis jetzt nur auf Eigennutz, Habsucht, Concurrenz und rohester Privatspekulation beruht. Welche Bedeutung aber mag er vielleicht einst bekommen, wenn es dem russischen und amerikanischen Handel nicht mehr darauf ankommen kann, mit den ostindischen Seefahrten der Engländer zu concurriren; wenn Rußland nicht mehr producirt, um sich in Asien einen Markt zu erobern; wenn England den Kanal von Suez nicht mehr als das Wassergrab seines Wohlstandes zu fürchten hat! wenn der Handel mit Staatspapieren kein Privatmarkt sein wird und Niemand sich durch den wandelbaren Werth derselben bereichern kann; — welche Bedeutung mag der Handel vielleicht einst bekommen, wenn ihm die gewichtigen Fragen der öffentlichen Wohlfahrt, der National-Oekonomie, der Völker-Solidarität zu Grunde gelegt werden!

Die Bahnhöfe.

„Schnell, schnell eine Droschke! es ist die höchste Zeit, zur Eisenbahn zu fahren!"

Die Magd eilt nach dem Halteplatz.

„Schnell, Kutscher, nach der Leipzigerstraße, Nummer so und so viel!"

Es giebt zwei Arten von Menschen, die in sehr kritischen Momenten des Lebens ihre vollkommene Ruhe behalten: es sind die Aerzte und die Droschkenkutscher.

Wenn ihr des Nachts zu einem Arzt eilt und ihn mit den Worten weckt: „Herr Doctor, kommen Sie schnell, meine Frau liegt im Sterben!" — so kleidet sich der würdige Mann in aller Gemessenheit an, indem er denkt: „Wir werden sehen, ob die Sache so gefährlich ist. Ich müßte ja eine zehnfache Seelenqual täglich erleiden, wollte ich gleich in die Haut eines verzweifelnden Gatten oder eines hoffnungslosen Vaters fahren; ich habe es mit der Krankheit zu thun, nicht mit dem Kranken, noch weniger mit den Verwandten des Patienten!"

Nicht anders ist es mit dem Droschkenkutscher.

„Ihr habt gut rufen und drängen; — denkt der erfahrene Rosselenker — ich kann mein theures Roß nicht todtjagen, weil ihr euch verspätet habt. Ich habe es mit der Fahrt zu thun und nicht mit Denen, die einsteigen."

Und dann steigt der Mann vom Bock und nimmt die Decke vom Pferde, schlägt den Kutschenschlag zu, öffnet ihn wieder, weil er nicht recht schließen will, und schlägt ihn abermals zu. Dann sucht er eine Marke aus seiner Ledertasche, überreicht sie dem Passagier mit ruhiger Hand, besteigt den Bock, schwenkt die Peitsche drei Mal durch die Luft und giebt dem Rosse etliche Rucke durch das Maul, welches Zeichen einem gut dressirten Droschkenpferde verkündet, daß die höchste Eile vonnöthen und Gefahr im Verzuge sei.

Unterdessen habt ihr in eurem Zimmer sehnsuchtsvoll dem gleichmäßigen, schweren Hufschlage gelauscht, der euch die Ankunft des erwarteten Fuhrwerks verkünden soll. Eure Sachen liegen zusammengepackt; der Bursche, welcher sie hinuntertragen soll, steht daneben, und ihr habt schon das Viergroschenstück als Trinkgeld apart in die Westentasche gesteckt. Ungeduldig blickt ihr nach der Uhr und empfindet die hastige Aengstlichkeit, von der jeder Mensch gepeinigt wird, wenn er irgend einen Lebenszweck auf die Spitze des Sekundenzeigers gestellt hat.

Die innere Ungeduld ist eurer Seele aber grade heilsam; sie bewahrt euch vor dem wimmernden Trennungsschmerz. Im Nebenzimmer werden Thränen um euch vergossen, Seufzer ausgestoßen! ihr horcht nur nach dem Hufschlag des Droschken-Pferdes. Eure Geliebte steht in der Thür und blickt euch nassen Auges an, als wollte sie den letzten Eindruck eurer Gestalt und eurer Züge unauslöschlich in ihr Gedächtniß

prägen: ihr wendet ihr den Rücken und blickt hinaus nach der Straße, nach dem schmalen Streifen Steinpflaster, den eine Droschke ausfüllen müßte, wenn diese Droschke nur schon da wäre. Man segnet eure Reise und eure Zukunft: ihr verwünscht die zu langsamen Wagen und die zu schnellen Uhren. „Vergiß nicht!" — flüstert die Geliebte, indem sie ihren weichen Arm um euren Hals schlingt. „Nein, nein, ich werde nicht vergessen!" entgegnet ihr, nach der Tasche fühlend, in dem Glauben, sie habe eure Cigarrenbüchse gemeint.

Der Deutsche hat immer mehr Jammer, als jeder andere Mensch. Die Geschäftsreisenden ausgenommen, welche sich in allen Ländern sehr ähnlich sehen, unterscheidet sich der deutsche Reisende wesentlich von jedem andern Reisenden. Der Franzose reist selten ins Ausland; wohnt er in Paris, so verläßt er die Stadt, die ihm die ganze Welt ersetzt, nur auf wenige Sommermonate; lebt er in der Provinz, so reist er nur auf kurze Zeit nach Paris, um dort Das zu sehen, was er die Welt nennt. Der Engländer betritt das Festland mit dem frohen Gefühl, das Vaterland auf geraume Zeit im Rücken zu haben, obgleich es — seiner Meinung nach — kein freies, großes, stolzes und glückliches Land giebt, außer England. Der Yankee reist, als ob er nicht an das Reisen glaubt. Es darf keine Entfernung mehr geben für den Yankee. „Go a head! Vorwärts! Besser schnell gestorben als langsam gefahren!" sagt der Yankee.

Der Deutsche, wenn er eine weite Tour macht, reist fast immer, um seinem Leben eine neue Wendung zu geben: um sein Glück im Auslande zu finden, eine Hauslehrerstelle anzunehmen, um deutscher Sprach- oder Musiklehrer zu werden,

Arbeit zu suchen, um irgend einem Mißgeschick zu entfliehen. Für ihn wird die Entfernung nie zu bloßer Chimäre, er zählt sie nach jedem Meilenstein, nach allen Zahlen mit Decimalbrüchen, wie sie über den Thüren der Eisenbahnstationen verzeichnet stehen, und er rechnet stets rückwärts, nie vorwärts. Für ihn giebt es fast immer Thränen, die seine Fußstapfen bis vor die Hausthüre benetzen, und Seufzer und klagende Stimmen und schmerzentstellte Gesichter, die er nicht sieht, so lange er auf die Droschke wartet, die er aber immer und immer wieder sieht an dem einsamen Kamine in Paris oder London oder in dem öden Blockhause der Hinterwälder.

Und wenn er ein einsamer, verlassener Junggeselle ist, der seine Sachen allein gepackt hat, und nichts hinterläßt, als Schulden, und nichts mitnimmt, als Hoffnung, so wird er zuletzt doch dem Lehrburschen seines Stubenwirthes, der ihm alle Anhängsel von den Röcken gerissen hat, dankbar und gerührt die Hand drücken, wie einem treuen alten Diener; er wird rührenden Abschied nehmen vom Stubenwirth, dessen Gesicht ihm immer so verhaßt war, wenn er ihn um den rückständigen Miethzins mahnte; er wird die Wirthin zärtlich an sein Herz drücken, wie eine Mutter. Und wenn Alle recht gerührt aussehen, so wird es ihm wehmüthigen Trost gewähren, das nicht zu vermissen, was der Deutsche bei einer Abreise braucht: Theilnahme und etwas Jammer.

Die Droschke ist endlich da. Adieu, adieu!

Beim Einsteigen versprecht ihr dem Kutscher ein Trinkgeld; das hilft. Die Peitschenhiebe, die bisher wie fernes Wetterleuchten durch die Luft zuckten, schlagen jetzt ein. Das Gaslicht wirft seinen feurigen Glanz aus tausend Fenstern

und Läden; der Schatten des Wagens und des peitschenden Kutschers huscht, euch immer zur Seite, über das Pflaster. Vorüber an den vorwärts und rückwärts eilenden Gestalten, welche die Straßen beleben, vorüber, vorüber! Sie Alle kümmern euch nicht mehr mit ihrer Gegenwart. Eine Stadt, die man verläßt, gehört der Vergangenheit an, mit der man schon abgerechnet hat.

Hinaus zum Thore, in die Regionen des Halbschattens! — Ein mächtiges Gebäude taucht aus dem Dunkel; hinten glühen rothe, qualmende Flammen; Ruß und Dampf von Steinkohlen berührt eure Nase; gelles Pfeifen erschüttert euer Ohr: ihr habt den Bahnhof erreicht. Kutschen und Droschken fahren im scharfen Trabe heran und schleichen im Schritt wieder fort, sobald sie sich ihrer Last von Menschen, Mänteln, Koffern und Säcken entleert haben. Die Fenster der Kasse sind erleuchtet, man drängt sich dorthin, um die Billets in Empfang zu nehmen.

In der alten deutschen Sage wird von guten Mähren und Koboldens erzählt, welche dem Menschen, dem sie wohlgesinnt sind, die schwerste Arbeit abnehmen; mit diesen gefälligen Fabelgeistern sind die Gepäckträger der Bahnhöfe zu vergleichen. Sie nehmen bei eurem Aussteigen eure Koffer und Kisten in Empfang, und bald darauf erscheinen sie in dem Restaurationszimmer, wo ihr ruhig eine Bairische und eine Cigarre genießet, finden euch mit dem ersten Blick und überreichen euch euer Billet und den Gepäckschein. Alles in Ordnung: sie haben ein schweres Stück Arbeit für euch verrichtet, für 2½ Silbergroschen.

Ihr tretet in das Versammlungszimmer und blickt euch

vergeblich nach einem Freunde um, der euch versprochen hatte, sich hier einzustellen und euch über die letzte Abschiedsstunde hinüber zu begleiten. Ihr sucht ihn vergebens. Ein Freund, der abreist, gehört für Viele auch schon der Vergangenheit an.

Es giebt keinen Ort in der Welt, wo die Menschen mit so verschiedenen Regungen und Empfindungen zusammenträfen, wie in dem Versammlungszimmer eines Bahnhofes. Sie Alle haben den gleichen Zweck: fortzukommen; aber fast Jeder fühlt und denkt dabei etwas Anderes.

Es ist das Empfangszimmer für die erste und zweite Klasse, wo ihr euch befindet.

Seht die Aristokratie! Große elegante Männer mit Schnurrbärten, in rothkrägigen Mänteln oder in dicken Pelzen. Junge rothwangige Leute in knappen Röcken und modernen Reisemützen. Das sind adlige Grundbesitzer, die nach Hause reisen; Fähnriche und Lieutenants, welche ihre Verwandten auf dem Lande besuchen wollen. Wenn sie sich mit dem Einsteigen verspätet haben, hält der Lokomotivführer die Maschine, die er schon in Gang gesetzt hat, wieder an, wenn es noch möglich ist.

Jener dicke, behäbig aussehende junge Mann, der in aller Ruhe sein Beefsteak verzehrt, ist ein reisender Kaufmann und gehört zu der zahlreichen Klasse von Leuten mit offenen Gesichtern und undurchdringlichen Pelzen, die immer Platz für Zwei brauchen. Sie führen echt englische Cigarren-Etuis und lederne Hutschachteln, tragen feine Wäsche und goldene Uhrketten; sie essen und trinken auf jeder Station, schlafen köstlich

während der Nacht und scheinen außer dem Ganglien-System keine andern Nerven zu haben.

Der alte Herr mit der glatten Wäsche und dem zerknitterten Gesicht ist ein hoher Beamter; die Damen neben ihm sind seine Frau und seine Tochter.

Ein Zeitungsträger tritt ein; ein recht dumm aussehender Junge; so dumm sieht kein Berliner Junge aus.

Der dumme Junge wendet sich an den Kaufmann, der mit seinen kauenden Kinnbacken eine abwehrende Bewegung macht. Er wendet sich darauf an einen der vornehmen Herren mit Schnurrbart und rothem Mantelkragen. Der Landedelmann nimmt eine halb leutselige, halb ironische Miene an. „Denn — denkt der Landedelmann — dieser Junge ist ein Berliner Junge, und folglich wird er wahrscheinlich einen Witz machen und diesem Witz mußt Du mit herablassender, gefälliger Würde begegnen.“

Der dumme Junge macht aber keinen Witz.

Der Baron bezahlt das Blatt, nimmt es, zerknittert es, als wollte er es zu einem andern Zweck, als zum Lesen, verwenden, und steckt es in die Hosentasche. Einige Minuten später setzt er sich zur Gasflamme, gähnt, zieht das Witzblatt vor, glättet es aus seinen tausend Falten und liest es wirklich.

Gehen wir in das Restaurationszimmer der dritten Klasse! Dort ist mehr Abwechslung und Leben, Bier und Grog, Kümmel und Tabacksrauch.

Ein blasser junger Mann drückt sich hinter einen Pfeiler, wenn der Schutzmann eintritt. Er fürchtet, noch nachträglich zurückgewiesen zu werden. Der Unglückliche verfolgt seine

Geliebte, die am Nachmittag mit seinem Nebenbuhler abgereist ist.

Jenes heitere junge Mädchen, das von einer Freundin begleitet ist, kehrt zur alten Mutter zurück, nachdem sie zwei Jahre lang einem arroganten Bruder und einer unangenehmen Schwägerin die Wirthschaft geführt hat. Wie sie lacht bei dem Gedanken an das liebe Elternhaus mit dem stillen Gärtchen!

Dort der Hauslehrer, der seine Stelle mit 140 Thalern und freier Station antreten will. Du wirst vornehm leutselig empfangen werden, und wirst dich mit kleinen Junkern und kleinen Edelfräulein ärgern, und wirst die Gouvernante lieben oder gar die Gnädige, und mit dem gnädigen Herrn Schach spielen und Champagner trinken und spazieren reiten, und doch wirst du zuletzt froh sein, wenn man dir den Abschied giebt, armer Hauslehrer!

Daneben ein Seitenstück, eine Gouvernante. Du wirst Mühe und Herzweh haben und wirst doch freundlich aussehen und französisch sprechen müssen. Und dann wird dich die Gnädige zu ihrer Vertrauten machen, so lange bis sie eifersüchtig wird, weil der Gnädige mit dir liebelt, und du wirst zur Herstellung des Familienglücks aus dem Hause gejagt werden, arme Gouvernante!

In jener Ecke eine andere Gouvernante. Sie ist hochbetagt und versteht nicht viel; aber sie ist einer Gnädigen von einer andern Gnädigen empfohlen, als ein Muster von Erzieherin. Deshalb hat sie ihre Forderungen nicht niedrig gestellt, und sie will durchaus keine gewöhnliche Gouvernante sein, sondern wie ein Mitglied der Familie behandelt werden

und hofft eigentlich auf eine lebenslängliche Versorgung. Auf das Alles ist die Gnädige, welche sich auf dem Lande sehr langweilt, sehr bereitwillig eingegangen, und es wird sich ein sehr herzliches Verhältniß zwischen den Beiden gestalten, das aber nicht lange dauern wird.

Diese beiden alten Herren dort in Mänteln sind ein Paar Philister, durch welche ihr auf der Reise viel zu leiden haben werdet. Sie rauchen scheußlichen Taback, setzen alle zehn Minuten die Schnapsflasche an den Mund und erzählen euch auf jeder Station, wo ihr seid, wie weit ihr schon gereist und wie weit ihr noch zu reisen habt.

Dieses schmächtige Fräulein mit den rauchgrauen Augen und den nußbraunen Zähnen trägt ihre ganzen unglücklichen Reiseabenteuer auf dem Gesicht geschrieben. Sie wird ihren Gepäckschein immer in der Hand halten und auf eure Ermahnung, ihn wegzustecken, versichern: so sei er am besten verwahrt. Dann wird sie einmal aussteigen und ohne den Schein wiederkehren. Dann wird sie weinen. Dann wird ein großer nasser Fleck unter ihr entstehen und sie wird zu ihrer Bestürzung entdecken, daß sie eine Bierflasche in ihrem Kober zerbrochen habe. Und auf der nächsten Station wird sie wieder aussteigen und zwischen die Wagenräder auf die Schienen fallen.

Oho! Kindergeschrei! Sechs Kinder, sehr arm gekleidet, in jener Ecke am Ofen. Und daneben Vater und Mutter, sehr arm gekleidet und sehr elend aussehend. Nach zwei Monaten werden sie in New-York betteln.

Eine gelbliche, sehr dürre Dame sitzt neben ihrer alten Mutter, welche eine sehr wunderliche Alte zu sein scheint. Sie

keift mit ihrer Tochter, und diese erwidert ihr immer: „Mutter, das verstehen Sie nicht; ich trete in eine ganz neue Sphäre!" Sie wird nämlich in die neue Sphäre einer ziemlich alten Gesellschafterin treten.

Dort die markige Gestalt im blauen Flausrock und dem dicken, rothen, wollenen Shawl, ist ein Seemann, der zu seiner Frau reisen will, die in seiner Abwesenheit ein Söhnlein geboren hat. Dort will er sich auch zur Ruhe setzen. Aber die Ruhe wird nicht lange dauern, denn er scheint sehr unruhig, der alte Bursche. Unterwegs wird er englisch mit euch sprechen und euch erzählen, daß er zwanzig Jahre lang auf englischen und amerikanischen Schiffen gedient und daß er einen Finger der rechten Hand verloren hat. Aber „never mind" wird er hinzufügen, und daß er in das ganze Festland huste, weil er auf der See zu Hause sei; und aus seinem Kasten, worin er seine Papiere, Bürsten und Lebensmittel hat, wird er euch ein Butterbrot mit Leberwurst anbieten, und ihr werdet wohl thun, es anzunehmen. Und dann wird er Matrosenlieder singen und Witze machen und die ganze Gesellschaft erheitern, der alte unruhige, joviale, prächtige Bursche.

Es läutet. Fort, fort in den Waggon! Das drängt und drückt sich.

Auf dem Perron harren die Zurückbleibenden. „Adieu, Vater!" — „Lebe wohl! lieber Bruder!" — „Vergiß nicht zu schreiben!" — „Grüße schön zu Hause!" — Dort Händedrücke, hier Küsse; dort Lachen, hier Thränen.

Plötzlich Bestürzung, Geschrei, Gelächter! — Moses Hirsch im Talar hat seinen Geldsack neben Sohn in den Wagen

gestellt und ist schnell nach der Kasse gelaufen, um Billets zu kaufen. Er kehrt zurück und findet die Saalthüren verschlossen. Er springt zum Fenster hinaus und ruft: „Wartens, wartens!" Aber der Zug ist schon in Bewegung. Er nimmt einen verzweifelten Anlauf zum Sprunge, aber zehn Männer in Uniform packen ihn am Kragen und Armen und Beinen. Und unter Gelächter der Passagiere geht der Zug ab.

Berliner Konditoreien.

In Hamburg ist das lebhafteste und anmuthigste Kaffeehaus der sogenannte Alster-Pavillon. Hier haben die Tagediebe ihren Verkehr, die Junggesellen entschädigen sich mit einer gemüthlichen Ecke für die Entbehrung der Häuslichkeit, die Familienväter flüchten sich hierher aus dem eintönigen Treiben des Hausstandes, hier treffen sich die Freunde zu traulichem Gespräch, hier schließt man Geschäfte ab und verabredet Lustpartien oder Intriguen. Dieses luftige, durchsichtige Gebäude aus Holz und Glas ruhet mit seinem Pfahlwerk auf dem Grunde des Alsterbassins und öffnet seine Pforte nach dem Jungfernstiege. Man sitzt im Sommer im Freien und läßt das Auge über die blaue Wasserfläche schweifen, auf welcher sich muntere Boote tummeln, oder man läßt das heitere Straßenleben des Jungfernstieges an sich vorüberrauschen. Der wechselvollste Verkehr umgiebt den behaglich beobachtenden Gast. Die fein gekleideten Bonvivants der Handelsstadt, die angesehenen Senatoren und Kaufleute, die Fremden aus allen Welttheilen,

die Ladendiener und Comptoirgehülfen, die Agenten und Schiffskapitäne — alle diese verschiedenartigen Gestalten bewegen sich um uns her, scherzend, lachend, plaudernd, lesend — denn auch die bedeutendsten Journale und Zeitungen finden sich vor. Aus den innern Räumen ertönt eine gute Instrumentalmusik, nicht so deutlich um langweilig zu werden, sondern so hindurch durch das Geplauder, Wagengerassel, Wellengeplätscher, wie sich ein geistreicher Mensch die Musik am liebsten gefallen läßt. Und wie aufmerksam und würdig die grüngeschürzten Kellner uns bedienen! — mit Allem bedienen, was unser Herz und Gaumen begehrt: mit feurigem Weine und sanftmüthigem Zuckerwasser, vollblüthigem Kaffee und nervösem Thee, weichlichen Austern und derbem Rauchfleisch, mit süßer vornehmer Torte und dem ehrlichen schlichten Hamburger Butterbrod, zur Hälfte bestehend aus Semmeln, zur Hälfte aus dem derben Schwarzbrod, das nur Scheundrescher und Hanseaten verdauen können. — Das ist der Alster-Pavillon, ein Kaffeehaus in der Stadt des Materialismus. Und materiell ist dieser Pavillon, denn die Engel mögen holen, was nicht materiell ist! — aber auch spirituell, poetisch, romantisch ist dieses Haus; so recht geschaffen für einen geistreichen Pflastertreter.

Sei gepriesen, grünschimmernder, durchsichtiger Pavillon an dem Gestade der Alster, an dem Stiege der Jungfern, gepriesen sei der wonniglich gemischte Geruch von Havanna, Madeira und Hammonia, der deine Räume durchzieht! gepriesen dein Publikum von Stockjobbers, Nordwesters und Ladendienern! gepriesen die Wasserfläche, die deine Füße bespült und sich anmuthig kräuselt, wenn ein unruhiger Wind die Staubwolke von der Karosse eines Senators herüberweht! — und wenn ich

wenig an dir zu preisen finde, du vielgepriesenes Hamburg: deinen Alster-Pavillon for ever!

Und nun, im Gegensatz zur sogenannten Stadt des Materialismus, wie sieht ein Kaffeehaus in der Stadt der Intelligenz aus, in Berlin?

„Ew. Majestät, — sagte jener Bürgermeister bei dem festlichen Empfange eines Königs — Ew. Majestät mögen huldreichst verzeihen, wenn Allerhöchstdero Einzug nicht durch Kanonenschüsse gefeiert wurde. Es unterblieb aus neun Gründen. Erstens weil wir keine Kanonen hatten . . ." „Schon genug," fiel ihm die Majestät in das Wort, „dieser erste Grund gilt zugleich für die übrigen acht."

So möge auch der Leser verzeihen, wenn wir über die Berliner Kaffeehäuser aus hundert ein und zwanzig Gründen schweigen, und zwar erstens, weil es in Berlin gar kein Kaffeehaus giebt. Manche Lokale geben sich zwar diesen vielversprechenden Titel, „aber ihr Name ist Gleißnerei," lucus a non lucendo! Ihr Kaffee ist verwandelt in klebriges Bier, vergällt mit Ochsengalle, verbittert mit Bitterklee; ihre Atmosphäre ist beängstigend wie die der Desinfectionskammer einer russischen Pestquarantaine; ihre Tische sind klebrig wie die Schürze des alten Lampenputzers Treumann Flint; ihr Humor ist wie der des Beobachters an der Spree. Es gehört ein unglücklicher Berliner Junggeselle dazu, — ein Junggeselle, der nicht so viel erschwingen kann, um eine Weinhandlung zu besuchen; der keinen Geheimrath kennt, von dem er zum Thee eingeladen würde, keine liebevolle Familie, die ihm ihre Zirkel öffnet, um ihre am Piano gedörrte Tochter an den Mann zu bringen, — ein solcher vereinsamter und verlassener Junggeselle muß man sein,

um den verzweifelten Entschluß zu fassen, eine Berliner Bierstube — vulgo Kaffeehaus — zu besuchen.

Es giebt kein Kaffeehaus in Berlin. Die unterirdischen Höhlen Hamburgs, die den deutlichsten Beweis für einen niederen Standpunkt der Kultur abgeben — jene Höhlen hat man unter dem zarten Namen der „Delikateß-Keller", mit allem Pomp der Ausstattung geziert, in neuester Zeit in Berlin nachgeahmt, — den Alster-Pavillon hat man nicht nachgeahmt.

Und wie könnte man das!

Wir haben wohl einige übelriechende Bassins des Landwehrkanals, aber werden niemals ein Alster-Bassin bekommen. Wir haben ziemlich breite Trottoirs; aber wenn Jemand einen Stuhl vor die Thür setzen wollte, bekäme er mit der Polizei zu thun. Ich will damit nicht die Humanität der Hamburger Polizei rühmen; denn wer die Polizeiberichte der großen Handelsstadt liest, der gewahrt zu seinem Schrecken, daß jene republikanische Behörde, namentlich gegen Fremde, sehr freigebig das salva venia ertheilt auf jener Stelle, welche in der Jagdsprache „der Spiegel" genannt wird; aber dennoch ist die Hamburger Polizei nachsichtig gegen die Straßenfreiheit.

Begnügen wir uns also mit dem, was uns der Himmel beschieden hat: mit den Victualienkellern, den baierischen Bierstuben und den Konditoreien!

Und unter diesen Gaben des himmlischen Merkur — der doch wahrscheinlich als die Gottheit des Straßen- und Kneipenlebens anzusehen ist — stehen in Berlin die Konditoreien oben an. Denn hier mischt sich, dem Kaffeehaustreiben am ähnlichsten, der physische Genuß mit dem geistigen, der gesellige Verkehr mit dem Studium der Zeitschriften und Tagesblatt-

Literatur, hier vereint die Intelligenz die verschiedenen Alters- und Standesklassen; hier kann man athmen ohne zu ersticken, sich niedersetzen ohne kleben zu bleiben. Freilich geht es fast stumm her, so recht nordisch und langweilig stumm, und, um eine Ausbeute zu gewinnen, muß der Beobachter ein potenzirter Gall sein, der den Schädel fühlt, ohne zu tasten, ein potenzirter Lavater, der die lieben Menschenfratzen hinter dem großen Format der „Times" oder des „Journal pour rire" beobachtet; man muß mehr sein als ein Boffard: man muß den Tiefblick eines Philosophen, das Herz eines Humoristen, den Instinkt eines Feuilletonisten besitzen.

Berlin hat unzählige Konditoreien, denn — wie der Provinzialist sagt — der Berliner ist „näschig"; jedoch — wie es in der Schrift heißt — viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.

Die niedrigste Klasse dieser Konditoreien hat neben dem Laden ein Zimmerchen, welches im Winter durch Kälte und im Sommer durch Fliegen Schrecken erregt. Auf dem Tisch liegen einige Zeitungen, — denn kein Lokal in der „Stadt der Intelligenz" entbehrt der Lectüre — aber, wie der Kuchen auf dem Ladentische, so sind auch diese Blätter um mehrere Tage hinter der Zeit zurückgeblieben. Hinter dem Ladentische steht ein Mann, der den Anspruch macht, aus der Schweiz zu sein, bei dessen Taufe aber die Glocke eines Berliner Kirchthurms geläutet wurde, oder man erblickt dort eine ältliche Dame, deren Gesichtszüge eine sprechende Aehnlichkeit mit dem vergilbten Spritzkuchen vor ihr verrathen. Sage mir, mit wem Du umgehst und ich will Dir sagen, wie Du aussiehst! — Von dieser Gattung von Konditoreien steigert sich die

Qualität stufenweise durch warme Zimmer, erträgliche Divans, mehr oder weniger Journale, Kronleuchter und Gasflammen — bis zu den Lokalen der confiseurs rois, deren es in Berlin nur vier giebt und deren wir hier vorzugsweise gedenken wollen, — denn sie sind die Erholungsstätten der feineren und gebildeteren Flaneurs, die Frühstücksstuben der Feinschmecker, die Lesekabinette der Politiker und Journalisten.

An der Schloßfreiheit, nahe dem geräuschvollen Treiben des Schloßplatzes, der großen Herzkammer der handeltreibenden Königsstadt, befindet sich Josty's Konditorei. Viele Berliner Generationen, viele Tausende von Fremden haben sie noch in den engen Räumen der Stechbahn besucht, ehe diese historische Stätte Berlins unter den Gewaltstreichen des stadtverschönernden Zeitgeistes in den Staub sank. Jetzt hat das Lokal stattlichere Räume; einer derselben ist mit feinen Marmortischen besetzt, die Hauptwand ist mit den lebensgroßen Bildnissen des regierenden und des letztverstorbenen Königs geziert; das Journal-Repositorium ist nur mäßig groß, denn man liest hier nur en passant, so lange man Pastetchen ißt und Madeira trinkt. Es sind Kaufleute, die hier flüchtig verkehren, sich zu einer Spekulation zu stärken; Offiziere, die einen Blick in die Zeitung werfen, um Stoff für ihre Unterhaltung auf der Wachtparade zu haben; Juristen, die nicht mit leerem Magen einen Prozeß auf dem Stadtgericht verhandeln wollen. Es geht hier ziemlich vornehm her; da aber die Lektüre nicht Hauptsache ist, so fehlt es nicht an Conversation, — an angemessenen Begrüßungen zwischen höheren Militairs, an geistreichen Andeutungen über Handels-Interessen.

Bei Stehely, an dem Platze, der noch immer Gensdarmen-

Markt heißt, obgleich jetzt in Berlin gar keine Gensdarmen mehr existiren, — bei Stehely ist schon ein ganz anderes Publikum. In dem sogenannten rothen Zimmer verkehrten früher die unsauberen Geister, die vor zwanzig Jahren zu den mißliebigen und unruhigen gezählt wurden; jetzt sind diese Geister verschollen oder arbeiten an konservativen Zeitungen oder an mageren Kammerberichten; diese rothen Geister sind jetzt verblichen, wie die Tapeten des rothen Zimmers, oder mit anderen Worten: sie sind nützliche Menschen geworden. Die lebhafteste Unterhaltung und Mittheilung herrscht jetzt im ersten Raume, wo sich das Buffet befindet. Die anderen Zimmer sind still, — Fremde, Literaten, Professoren lesen die zahlreichen Journale; die Schauspieler von drüben benutzen eine Pause in der Probe, um einen Blick in die allgemeine Theaterzeitung zu werfen oder in der neuesten Kritik nachzusehen, ob sie gelobt oder „heruntergerissen" wurden.

Unter den Linden, an der Ecke der Friedrichsstraße, auf der prächtigsten Perspektive Berlins, wo der Glanz und die Mode herrscht, wo die langsamen Droschken aus Scham ihren Schritt beschleunigen, um dem Gedränge der aristokratischen Karossen zu entrinnen und wo selbst das Pferd eines gemeinen Kärrners von Demuth über seine plebejische Herkunft erfüllt wird; wo nur einzelne stabile Bettelweiber als dunklere Staffage für den Glanz des Reichthums erscheinen; wo die tyrannische Uhr der Akademie alle Thurm-, Cylinder- und Spindeluhren der Residenz mit ihrem unerbittlichen Pendel beherrscht, — dort an jener Perspektive ist Kranzler's Konditorei. Wer hörte von Kranzler und dächte nicht an Eis; und wer äße in Berlin Eis und gehörte nicht zur feinen Welt! Bei Kranzler sieht

man die feine Welt, die sich von der Abgeschiedenheit der Rittergüter erholt; die Strudel- und Prudelwitze; die Bonvivants, die ihre Zeit bis zum Diner bei Maeder ausfüllen wollen; die Galans, die ihre Schönen regaliren, und die Fremden, die Kranzler'sches Eis essen müssen, um von den Herrlichkeiten der Residenz erzählen zu können. Auch an zärtlichen Intriguen, an romantischen Abenteuern fehlt es nicht. Jener dunkeläugigen Juno ist es gelungen, den milchbärtigen Majoratsherrn neben ihr zu fesseln; bald ist ein Rendezvous für den Abend an der Bildsäule des großen Kurfürsten verabredet. Aber der Majoratsherr aus der Provinz hat nur flüchtig gehört und ist in Berlin zu unerfahren, um den Standort des großen Kurfürsten zu kennen, zu sehr mit der Zeit vorgeschritten, um an eine weitere Statue als an die des großen Friedrich zu denken. Während er am Abend zähneklappernd unter den Hufen des Schwerin'schen Streitrosses Wache hält, hat schon ein anderer Ritter die Schöne von dem Broncefels erlöst, an welchem sie neben den vier gefesselten Sklaven an der Kette der Liebe schmachtete. So geht es, wenn man Majoratsherr, aber in der Historie oder in Berlins Topographie ein Stümper ist.

Der vierte confiseur roi ist Spargnapani unter den Linden. Hier ist das lebendigste, intelligenteste Treiben, der mannigfachste Verkehr und doch der stillste, weil das Journalstudium der Hauptzweck ist. Die Vormittagsstunden von 10 bis 12, die Zeit nach der Mittagstafel, die mittleren Abendstunden: dies ist die Zeit, wo der Besuch dort am zahlreichsten ist.

Die junge Weltstadt besitzt jetzt noch neuere, sehr besuchte

Kaffee- und Restaurant-Lokale: die Weiß'sche Konditorei in der Jägerstraße (früher Schauß), wo sich die Damen am Windbeutel erquicken; die Dreihardt'sche unter den Linden; das großartige Kaffeehaus und Restaurant-Lokal an der Ecke der Bellevue-Straße, welches an ähnliche Lokale in Jerusalem erinnern soll. — Dennoch behalten jene vier genannten älteren doch schon in kulturhistorischer Hinsicht ihre vorherrschende Bedeutung.

Unter den Linden schleicht ein alter gebrechlicher Herr, die Worte: „Taff' Kaffee" murmelnd. Seine gefurchten Züge sind ängstlich, verlangend, gespannt. Endlich hat er Spargnapani erreicht und bei seinem Eintreten ruft der Kellner: „Taff' Kaffee!" Wenn der duftende Trank erscheint, strahlt das Auge des Alten, wie ehemals in der Jugend, als er den ersten Kuß der Geliebten erhielt.

Dort kommt der „Journaltiger". Es ist eine alte Erscheinung, doch bleibt sie ewig neu, denn mit immer neuer Begier sammelt dieser alte Herr die Journale, um sich ein Sitzkissen, eine Bauchbinde davon zu machen; in jede Ecke seines winkligen Körpers drückt er ein Journal und wünscht sich hundert Gelenke mehr, als die Gesetze der Anatomie einem rechtschaffenen Menschen zugestehen. Die hölzernen Stiele der Zeitungshalter sehen überall hervor, wie die Borsten eines Stachelschweines und rufen dem Nahenden ein „Noli me tangere!" Denn, wie der Tiger, wenn er Blut geleckt, so wird der Journaltiger mit jeder Zeile, die er liest, ingrimmiger, heißhungriger, — und wehe dem Unglücklichen, der diesem Alten einen Pfahl aus dem Fleische ziehen wollte!

Dieser rothwangige Jüngling dort liest wenig, aber ißt

viel. Er gehört dem glücklichen Alter an, wo man noch zum Konditor geht, um Kuchen zu essen. Beneidenswerthe Zeit, wo unser Magen die fetten Gebäcke noch mit Energie verdaute und wo wir uns ein prinzliches Taschengeld wünschten, um täglich einen Zuckerbäckerladen leeren zu können!

Jener Literat, der die Kölnische verschlingt, die Augsburger hinunterwürgt und die Neue Preußische zum Nachtisch verzehrt, — es ist ein Korrespondent unter einer Chiffre, der seine Zeit, sein Talent, seinen Ruhm und sein Lebensblut in den namen- und ruhmlosen Abgrund der Zeitungsspalten verschleudert. Unglücklicher Priester der Tagesliteratur, der sein kümmerliches Leben einer Hieroglyphe zum Opfer bringen muß.

Der andere Literat dort befindet sich hier auf der Jagd, denn er „schießt" die Journale zu seinem schriftstellerischen Bedarf. Ein ordentlicher Mensch! denn zu Hause planirt er das Wild und hegt es, nach der Species klassificirt, in alten Cigarrenkisten.

O, ihr jungen Studiosen! ihr sucht nach den belletristischen Blättern, um eure Gedichte zu finden, die aber nicht aufgenommen sind. Ihr lechzt nach dem Kitzel der Feuilletons, nach dem Zuckerwerke der Korrespondenzen! ihr schwelgt noch in Theaterkritiken und Konzert-Anzeigen! ihr vergeudet eure Wechsel für Parterrebillets und eure Kollegienstunden mit Romanlektüre. Ihr werdet durchs Examen fallen und Dichter, Journalisten oder andere Taugenichtse werden.

Dort sitzt ein gemüthlicher Provinzialist mit seiner dicken Ehehälfte, um Jemand hier zu erwarten, der sich erst nach einer Stunde einfinden wird. Und was verzehren die Leutchen nicht in einer Stunde! — anfänglich aus wirklichem naiven

Provinzial-Appetit und später in dem traurigen Wahn, daß man in einem öffentlichen Lokale immer etwas vor sich haben, stets etwas verzehren müsse. Jener blonde Jüngling in seiner leckerhaften Jugendfrische ißt wie ein Kolibri im Vergleich mit diesen unglücklichen Opfern eines mißverstandenen Schicklichkeitsgefühls. Jedesmal wenn der Kellner die leeren Gefäße wegräumt, erhält er einen neuen Auftrag. Apfeltorte und Brodkuchen, Punsch und Chokolade, Spritzkuchen und Windbeutel, — die Leute äßen sich den Tod, wenn nicht zur letzten Rettung der Erwartete erschiene. Spargnapani ist verwundert, als er die Zahlung in Empfang nimmt, denn solcher Glaube ward in Israel noch nicht gefunden.

Jetzt naht der alte Professor, und dort der königliche Staatsanwalt, und dort der ehrgeizige Musikdirektor, der in allen Zeitungen die Kritik über sein letztes Konzert nachliest und abwechselnd innerlich vor Freude jauchzt oder vor Ingrimm erbebt. Er gleicht einem Affen an der Kette des Ehrgeizes, der die Ruhmesstaffel, an die man ihn geschlossen, stufauf, stufab klettern muß.

Und dort kommt . . . . .

Doch genug, es nahen die Himmlischen alle!

Aber dennoch „ein Königreich für ein Pferd!" und auch vier Könige: euch confiseurs rois mit allen euern ephemerischen Kuchen und Zeitungsartikeln, euch mit all eurem Plunder für ein echtes Kaffeehaus, für einen Alster-Pavillon voll Leben, Heiterkeit, Geschwätz und Musik.

Berliner Läden.

Die gute alte Zeit wußte der Phantasie und den edleren Sinnen nichts zu bieten, nicht den Uebergang zu vermitteln vom realen zum idealen Genuß, vom Bedürfniß zum Luxus. Unsere wohlgenährten Altvordern kannten den Glanz des Gaslichtes nicht, nicht den Schimmer der Spiegelscheiben und der Bronce, nicht die Farbenpracht, nicht den Zauber des Luxus und den Reiz der Kunst, die sich mit den Erfordernissen des alltäglichen Lebens befreundet. Auf solche Vorzüge verstehen wir uns, wir abgeschwächten, leichtfertigen Epigonen der alten soliden Zeit.

Diesen Unterschied zwischen Sonst und Jetzt sieht man schon äußerlich an den Berliner Gasthöfen, die früher ihren Comfort auf die innere Behausung beschränkten. Man öffnet, wie im Hotel de Rome, die unteren Räume nach der Straße, begrenzt sie mit blumigen und drapirten Perrons; die dichten Wände weichen schlanken Säulen, die des Abends einen Durchblick gestatten durch das tiefe Parterre, wo zahlreiche Gas-

flammen in krystallenen Schalen flackern und ihre Strahlen durch schlanke Lorbeeren und Myrten, auf Sorbet schlürfende Löwinnen in Moireeantique, auf Dandy's mit weiten Aermeln, starken Bärten und schmalen Schultern werfen. Noch deutlicher aber tritt jener Unterschied an den Verkaufsläden hervor. — Wir begnügen uns mit mäßiger Kost, wenn sie uns auf sauberen Schalen gereicht wird; mit leichten Kleiderstoffen, wenn sie elegant und geschmackvoll sind. Gebet uns gepreßte und verzierte Blätter für unsere Liebesbriefe, gebet uns glänzende Hüte aus Seidenpappe, Glacéhandschuhe, lackirte Stiefel, Papier-Cigarren, leichtfertige Bücher mit Perldruck und Goldschnitt, gefälschten Wein unter eleganten Etiketts! — Was ihr uns bieten wollet, bietet uns in verführerischer Form; sollen wir kaufen, so müsset ihr uns reizen und anlocken durch Duft, Farbe, Durchsichtigkeit und Glanz. Täuschet uns, aber täuschet uns in angenehmer Weise.

Es ist wahr, alle jene Dinge sind nicht so werthvoll, nicht so dauerhaft wie früher in ihrer einfachen Form; wir selber aber sind ebenfalls vergänglicher, kurzathmiger und nervöser geworden. Wir gleichen den ephemeren Tagfaltern, die mitten im Sonnenschein und Blüthenduft dahinsterben. Und wir sorgen nicht für unsere Erben. Après nous le déluge.

So sprechen wir oder vielmehr der Zeitgeist, und man beeilt sich, diesen Anforderungen nachzukommen. Wien, Paris und London haben ihre prächtigen Waaren, ihre eleganten Läden; Berlin will sie eben so haben. Trotz aller Diplomatie, trotz allen Völkerschlachten sind wir doch ein Volk, wir Franzosen, Engländer, Oesterreicher und Preußen, verbunden durch Eisenbahnen, Industrie-Ausstellungen, Mobiliar-Credite und Actienschwindel.

Aber diese Umgestaltung geht nur allmälig vor sich; der Luxus muß sich sein Terrain Schritt für Schritt erobern. Umgekehrt wie die Völkerwanderung, die Pest und Cholera, nimmt er seinen Weg von Westen nach Osten; durch das Brandenburger Thor einziehend, durchschreitet er schnell die Linden und die Friedrichsstadt und schleicht dann langsam weiter über den staubigen Boden der Kleinbürgerlichkeit und Armuth. — Noch bestehen die Tausende von kleinen, dunklen und unansehnlichen Läden, und es ist nicht ohne Interesse, sie jetzt, in der Zeit des Unterganges, mit ihren aristokratischen Konkurrenten vom Westend zu vergleichen. Denn nicht lange wird es währen, daß man zu ihnen spricht: Ihr, mit euren schlecht getünchten Thüren, ausgetretenen Schwellen, dunklen Fenstern und unansehnlichen Waaren, — weg von hier! Ihr habt kein Recht mehr, zu existiren; ziehet in die kleinen Provinzialstädte oder in die Wüste!

Am zahlreichsten sind die Material-Läden, wo fast alle Erzeugnisse Europa's und der Kolonien, der Natur und der Industrie zu haben sind: Mehl und Gips, Tabak und Oel, Stiefelwichse und Zündhölzer, Kaffee und Cichorien, Zucker und Rhabarber, Insektenpulver und Alizarintinte, Apfelwein und Bieressig, Färbestoffe und Droguenwaaren. Um zu begreifen, wie viele Bedürfnisse selbst der ärmste Kulturmensch zu befriedigen hat, genügt ein flüchtiger Blick auf das Waarenlager dieses klebrigen „Material-Ladens", dessen Inhaber binnen einer halben Stunde die Produkte aller Zonen um Pfennigpreise durch seine geschwollenen Finger gleiten läßt. — Diesen Läden sind an Zahl und Bedeutung die Tabak- und Cigarren-Läden nebengeordnet, die ihre importirten Havannah aus Vierraden

und ihre Bremer aus Ohlau beziehen. — Die Natur legt zu manchen Zeiten in die Menschengattung gewisse abnorme Instinkte, um gemeinnützige Zwecke zu erreichen oder Störungen in ihrem Mechanismus auszugleichen. So scheint durch die Rauchwuth, die sich sogar unserer Schulknaben bemächtigt, unsere Generation bestimmt zu sein, der Luft den Kohlenstoff wiederzugeben, der täglich in den Schooß der Erde begraben, oder, an unterirdische Pflanzenlagerungen gebunden, ihr seit Jahrtausenden entzogen wird. — Die Posamentir-Läden mit den simplen Bedürfnissen der Näherinnen und Hausmütter kokettiren an ihren niedrigen Schaufenstern nur mit einzelnen Glacéhandschuhen und huldigen dem Zeitgeist mit einer Schwimmhose und einer linnenen Turnjacke, die am Pfosten der Ladenthür prangen. — Die Mehl- und Vorkost-Läden haben mit äußerlichem Luxus ebenso wenig zu schaffen wie mit jener Menschenklasse, die dicke Erbsen nur als Compot und Backpflaumen nur in der veredelten Form von Prünellen und Katharinenpflaumen genießt. — In derselben edlen Einfachheit erscheinen die Bäcker-Läden, deren Inhaber mit ihrer Wohlbeleibtheit den seltsamsten Kontrast mit dem bescheidenen Volumen ihrer Waare bilden. — In den Kuchenbäcker-Läden und Konditoreien niederen Ranges verkehren außer den Fliegen, die dort Stammgäste sind, die Gesellen, welche die Neigung ihrer Liebchen durch altes Gebäck auffrischen, und die Lehrburschen, welche die erhaltenen Trinkgelder in Lebensstoff umsetzen, ehe der Meister sie ihnen abjagt. — Die Fleischer-Läden zeigen in der Regel keinen andern Glanz als den Fettglanz der Waare und den Metallglanz der Beile und Hackemesser. Das Einladendste ist das weiße Laken, welches zwei Mal

wöchentlich über einen Stuhl gebreitet wird: ein verständliches Symbol für jeden Eingeborenen, „daß es heute Abend frische Wurst giebt." — Auf weitere Dimensionen vertheilen sich die Eisenwaaren-Läden; die Läden der Buchbinder, in welchen man Trowitz'sche Kalender und Miethskontrakte kaufen und zuweilen auch auf eine kleine Leihbibliothek abonniren kann; die billigen Kleider-Läden, die ihre Plakate mit dem Schreckensruf: „Mord!" oder „Feuer!" eröffnen; die kleinen Handschuh-Läden, wo Hauben gewaschen werden und nebenbei noch „gebrannt, gekniffen und getollt" wird; die Möbel-Läden, wo man Betten und Wäsche ein- und verkauft und die uns mit ihrem Gerümpel an Ungeziefer, Auktionen und Exmissionen erinnern. — Die Lücken füllen die zahllosen Kellergeschäfte für billige Kalauer Stiefel; die Keller der Kammmacher und Klempner; die Geschirrkeller, wo man nebenbei Obst verkauft und Glas und Porzellan kittet; die Gemüsekeller, wo man auch auf einer „englischen Drehrolle" rollen kann und durch ein Stück Torf und Holz, welche an einem Bindfaden wie zwei Freundschaftsvögel im Winde flattern, belehrt wird, daß auch Brennmaterialien zu haben sind; die sogenannten Milch-Büreaus, wo man gesunde Milch für Päppelkinder und auch „dicke Milch in Glassatten" erhält. — An Zahl und Frequenz die Tabaks- und Material-Läden überbietend sind die Viktualienkeller oder „Budiken", die Hökergeschäfte in Fleisch-, Back-, Brauerei- und Destillationswaaren, zugleich die Kaffeehäuser und Restaurationen der untersten Klasse, wo man „immer warmen Kaffee" für einen halben Silbergroschen trinken, Billard spielen und das Intelligenzblatt lesen kann.

Dies sind die Verkaufslokale, die sich auf das ordinäre Bedürfniß gründen, auf Genuß ohne feineres Behagen, auf Nützlichkeit ohne Anmuth. — Betrachten wir jetzt jene Läden, wo man Polysander, Goldleisten, Tapeten, Kronleuchter und Spiegelscheiben verschwendet, wo die Waaren, von hübschen Händen geordnet, das Auge bezaubern und das Verlangen reizen.

Das Schaufenster jenes Italienerwaarenhändlers prangt mit prächtigen Porzellanbüchsen von Soulon, Haysanchin und Menado, mit Krystallflaschen voll Maraschino di Zara und Schiedamer Genever. Der Duft orientalischer Gewürze, der pikante Geruch frischer Seefische, das Aroma der Alpenliköre — dieses wunderbare Gemisch betäubt unsere Nerven wie ein Gedicht der romantischen Schule. — Dort beim Cigarren-Importeur sehen wir die verführerische Regalia neben dem flockigen Birdseye, den narkotischen Jukoff neben lieblichen Cigarillen von Le-maire-Daimé, die abgelagerte Domingo neben der feinsten Marke von Rio Hondo. — Sehen Sie dort, meine Damen, die strahlenden Fenster, die man mit Jacona und Organdis drapirt hat, mit Long-Shawls, wofür Sie Ihr Lächeln verkaufen, mit venetianischen Spitzen, die Sie mit Ihrer Liebe eintauschen! — Sehen Sie hier, Dandy aus der Provinz, die prächtigen Piqué-Westen! — Steigen Sie hinunter in jene unterirdische Behausung, wohlbeleibter Herr! Der Bärenschinken ist servirt und der Clicquot auf Eis gestellt. — Hier die glänzenden Hüte à la Ressort, die zierlichen Ankeruhren, die Velourdecken, die riesigen Spiegel in Goldrahmen; dort kunstvolle Broncewaaren, werthvolle Oelgemälde, Büffets mit Marmorplatten, prachtvolle Tafel-Service; Blumenbouquets in schöneren Farben als die

Gaben der Flora-Cypris; hier die schönwissenschaftlichen Sammelwerke in Prachtbänden, dort Steinhäuser's Verzierungen, Zahn's Ornamente aus Pompeji, der Reliquienschrein von Brügge in wundervollen Photographien.

Welche Fülle von Pracht, Annehmlichkeit und Schönheit, für den bevorzugten Sterblichen, der mit Sinn für die Genüsse des Lebens, für Kunst und Wissenschaft und mit reichlichen Renten gesegnet ist!

Die Feuerwehr.

„Glut, wie ein Gewölbe zusammengebogen,
Flammen, hoch wie Säulen aufgezogen.“

Feuer! — ein gewaltig Element, das, wie alle Naturgaben, gute und böse Kraft in sich vereinigt. Das Feuer ist der oberste Gesell in der Werkstätte der Natur, der seine Hand bei allen gewaltigen Umgestaltungen, bei fast allen erstaunlichen Phänomenen im Spiele hat; aber im Dienste des Menschen ist dieser Gesell gefährlich zu bemeistern. Das Feuer ist das wichtigste Mittel unserer uralten und neuesten Industrie, denn es besitzt die geheimnißvolle Gewalt, die Form und den chemischen Gehalt der Körper zu verändern, aber es verheert auch unsere Wohnplätze, verschlingt unser Eigenthum und unser Leben. Es ist Brama, Wischnu und Schiwen in ungetheilter und engster Inkarnation. Dabei enthält es eine wunderbare Fähigkeit, hastig zu wachsen und eilend sich zu verbreiten. Aus einem Funken, den Prometheus vom Himmel stahl und ein altes Mütterchen sorglos verwahrte, aus einem fast unsichtbaren Abfall von unserer Cigarre, aus einem Zündhölzchen in

der Hand eines unmündigen Kindes — kann sich ein verheerendes Flammenmeer entwickeln, das oft in wenigen Stunden zerstört und verwüstet, was der Fleiß des Menschen in Jahrzehnten schuf, sammelte und ordnete.

Eine Feuersbrunst versetzte stets die menschliche Gesellschaft in Schrecken und Verwirrung; schlimmer als der Krieg, denn man hatte es mit einer feindlichen Naturkraft zu thun, die den menschlichen Anstrengungen nicht selten Hohn sprach. Bleiche Gesichter, zitternde Hände, zerrissene Vereine, gestörte Vergnügungen und Arbeiten, bestürztes Umherlaufen, Blasen, Glockenläuten, Hülferuf und Angstgeschrei: alle diese Verwirrung war nothwendig mit einer Feuersbrunst verbunden. Zum Feuer gehörte Feuerlärm, Lärm war die Hauptsache, und Lärm wurde in den Feuerordnungen früherer Zeit zum Gesetz gemacht.

Wie ganz anders geht es jetzt in Berlin bei einer Feuersbrunst her, seitdem die neue Feuerwehr eingerichtet ist! Nichts mehr von Blasen, Tuten, Stürmen; nichts mehr von schlecht eingerichteten Spritzen, fehlerhaften Schläuchen, mangelhaften Mannschaften, langsamen Pferden; nichts mehr von irrigen Vermuthungen über die Feuerstätte, von Kreuz- und Querfahrten der Spritzen. — Nichts von alledem. Jede Feuersbrunst findet eine Mannschaft von beinahe 600 Mann, die trefflich gerüstet ist. Arbeit und Vergnügen nehmen während des Kampfes ihren ungestörten Lauf. Wir erfahren fast nichts von dem Unglück, welches in unserer Nähe droht, als bis ihm beinahe abgeholfen ist, d. h. wenn die Rettungsmannschaft erscheint. Von der feinen imponderablen Kraft, welche wir Magnetismus nennen, in Bewegung gesetzt, erzittert unhörbar,

unmerklich ein Drathnetz, welches das ganze Fundament von Berlin durchzieht. Dies ist der ganze Alarm. Das Rollen und Jagen der Spritzen, Leitern und Wagen gehört nicht mehr zur Alarmirung, sondern zur Rettung selber; dieser dahinsausende Zug, dem Alles ausweichen muß, setzt uns nicht mehr in Schrecken; er beruhigt uns vielmehr, indem wir in ihm unsere kampfgeübten und erfahrenen Beschützer gegen ein feindliches Element erblicken.

Solche Umgestaltung von schreckenvollem Lärmen zu behaglicher Ruhe, von unzulänglichem und verworrenen Maßregeln zu wohlgeordnetem Schutze: solche Umgestaltung geschah durch die Organisation der Berliner Feuerwehr vom Jahre 1851, die, nach der Entscheidung des Ministerii des Innern und unter den Auspizien des Polizeipräsidii, vom Branddirector Scabell bewerkstelligt wurde, eine Organisation im eigentlichsten Sinne des Wortes, wodurch die Berliner Feuerwehr die beste von der Welt wurde, indem sie durch mancherlei Vorzüge die besseren gleichartigen Institute zu Paris, Petersburg und Hamburg übertrifft. Sie erfordert einen jährlichen Etat von mehr als 200,000 Thalern, aber sie vermindert dafür die Assekuranzkosten und sichert Leben und Eigenthum.

Die Hauptfeuerwache befindet sich in der Lindenstraße. Vor der Thür schildert ein Posten, dessen Uniform und Bewaffnung uns auffällig ist. Es ist ein Feuermann in seiner kurzschößigen Tuchjacke, mit dem schwarzlackirten Lederhelm, dessen Nackenleder über die Schulterblätter reicht; in der Hand trägt er eine Axt, um den Leib einen Rettungsgurt aus Rindleder, woran ein Haken, eine Fangleine, ein Handbeil in lederner Tasche, ein Nagelzieher und stählerner Schuh befestigt sind.

— Hinter dem Hauptgebäude, in welchem sich die Wohnung des Directors befindet, liegen, von Wohnräumen für die Dienstmannschaft, Wachtstuben und Telegraphenbüreaus umgeben, zwei große Hofräume, von denen der hinterste zum Uebungsplatz bestimmt ist. Hier macht die Mannschaft, deren Zahl sich auf 144 beläuft, ihre Exercitien. Beim Klange der Blase-Instrumente wird der Parademarsch geübt oder der Körper am Reck, Barren und Klettermast gelenkig gemacht. Diese alten Bursche klettern wie Kolter und voltigiren wie Renz; man verbannt bei ihrem Anblick jeden Gedanken an Alterschwäche und Hinfälligkeit, und glaubt an jene Theoretiker, die den Menschen 200 Jahre alt werden lassen und seine Jugendzeit bis zum siebenzigsten Jahre ausdehnen. Die eigentlichen technischen Uebungen bestehen im Handhaben der Axt, im Bedienen der Spritze und in allen Handleistungen, die beim Löschen erforderlich sind. Mnn bedient die Spritze wie ein Geschütz, der Wasserstrahl wird nach einer Skala in die Höhe geschleudert, ein Gebäude wird mit Leitern erklettert, man spritzt, hackt, gräbt, sägt, hämmert und fegt. Es giebt keine praktische Vorrichtung, die nicht in das System paßte, und zu deren schulgerechter Uebung ein Kommandowort oder ein Zeichen der Signalpfeife fehlte. Bei eigentlichem Feuerdienst werden die einzelnen Kommandos in Hauptsignale zusammengefaßt, sowohl zur Beschleunigung des Angriffs, als auch um dem Wetteifer und der persönlichen Tüchtigkeit Spielraum zu lassen. — Die militärischen Uebungen befördern die Disziplin und den geordneten Takt, die gymnastischen verleihen Kraft, Geschick und Ausdauer. Zu diesen formellen Vorzügen gesellen sich die geistigen, welche von dem Director auf das ganze Personal

übergehen und einen esprit du corps im edelsten Sinne befördern: Eifer, Muth, Ehrgefühl, Heiterkeit, Liebe zum Dienst.

Der Dienst der Mannschaft ist schwierig. Die Feuermänner, im Ganzen 180 Mann, die gelernte Bauhandwerker und gediente Soldaten sein müssen, haben den Uebungs-, den Feuer- und den 48stündigen Wachtdienst zu leisten, worauf eine 24stündige Ruhe folgt; die Spritzenleute, 360 Mann, besorgen neben dem Dienst auf der Wache, bei den Löschgeräthen und der Wasserzufuhr noch die Straßenreinigung. Die unmittelbaren Vorgesetzten der Mannschaften sind 37 Oberfeuermänner, welche unter 3 Feldwebeln stehen. Letzteren sind die Offiziere übergeordnet, bestehend aus dem Brand-Inspektor und 5 Brandmeistern, deren Vorgesetzter, der Branddirector, als Abtheilungsdirigent, vom Polizei-Präsidium ressortirt. Die Uniform der Offiziere gleicht der der Polizei-Lieutenants.

Seit der Organisation der Feuerwehr gehören große Feuersbrünste in Berlin zu den seltenen Unglücksfällen. Sorgen die Betroffenen für rechtzeitige Anzeige, sodaß die Alarmirung sogleich vor sich gehen kann, so breitet sich der unbedeutende Brand, das Kleinfeuer, selten zum Mittelfeuer aus, wodurch die ganze Entstehungsstätte bedroht wird; nur wenn die ungünstigen Umstände, z. B. zu späte Anzeige, Aufhäufung von brennbaren Stoffen, windiges Wetter u. s. w. zusammentreffen, kann die Lohe zu einem Großfeuer, wodurch die angrenzenden Gebäude gefährdet sind, um sich greifen.

Sobald die nächste Feuerwache von einem entstandenen Brande Kunde erhalten, ruft die Wache im Hofe „Feuer!“ und zieht zugleich an einer Glocke. Die Mannschaft, welche

im Wachtdienst ist, 1 Oberfeuermann, 4 Feuermänner und 1 Kutscher, gerathen sogleich in Thätigkeit. In 1½ Minuten ist die Spritze bespannt, die Rädertiene angehängt und man rückt zum Feuer aus. Zugleich wird die Nachricht vom Brande dem Polizeibüreau mitgetheilt, welches sich in demselben Hause oder in unmittelbarer Nähe befindet. Der dort anwesende Beamte setzt durch den unterirdischen elektro-magnetischen Telegraphen den Feuerwecker auf der Central-Telegraphenstation im Mühlenhof in Bewegung und in Folge dessen bringt der dortige Telegraphist durch das magnetische Fluidum alle Stationen in Alarm. Ein Fingerdruck jenes Beamten auf der Central-Telegraphenstation verursacht, daß auf sämmtlichen 18 Feuerwehren und 5 Depotwachen die Lärmglocken in Schwingung gerathen; und überall bereitet man sich zur Abfahrt. — Während auf jeder Feuerwache nur 1 Spritze und Rädertiene, auf jeder Depotwache 1 Wasserwagen, 1 Personenwagen, 1 Utensilienwagen, 6 Rädertienen, an Mannschaften 1 Oberfeuermann, 2 Feuermänner, 21 Spritzenmänner, 4 Kutscher stationirt sind, enthält die Hauptwache, außer der oben genannten Mannschaft, die ganze Stationirung der ersten Depotwache und außerdem 3 Personenwagen und 14 Rädertienen. — In der Zeit, daß sich die Mannschaft rüstet, hat der Telegraphist des Centralamts von dem Polizeibüreau, welches zuerst alarmirt, erfahren, wo „Großfeuer“ ausgebrochen, und theilt diese Meldung telegraphisch durch die Polizeibüreaus sämmtlichen Feuerwachen mit. Die Bezeichnung „Großfeuer“ setzt auch die Utensilienwagen, die Maschinenleitern und die 9 Wachtspritzen in Bewegung, welche bei mittleren und kleinen Feuersbrünsten nicht über die Spree gehen. Nur 7 Prahmspritzen und eine

Dampfspritze, welche für die am Flusse belegenen Gebäude bestimmt sind, bleiben in Ruhe. So rollen in wenigen Minuten 18 Spritzen, 5 Leiterwagen, 5 Utensilienwagen und 8 Personenwagen über das Pflaster. Die Funken stieben von den Fackeln und den Hufen der Rosse; die Alarmglocken an den Wagen läuten, von röthlichem Flammenschein übergossen, fahren sie sausend durch die Nacht, die dunklen behelmten Gestalten.

Auf der Brandstelle lodert die Flamme gen Himmel, dicke Rauchwolken wirbeln empor. Schnell wird die Stätte umstellt, um die Nebengebäude zu schützen; der Sitz des Feuers ist leicht erkannt: es läßt sich nicht mehr ersticken, sondern muß direkt angegriffen werden, und zwar, wie dies immer geschieht, von unten nach oben und nur auf einzelnen Punkten, indem zugleich das angebrannte Holzwerk „geschwärzt" oder begossen wird. — „Spritze halt, mit 50 Fuß Schlauch vorwärts marsch! mit 100 Fuß vorwärts, tüh, tih, ti ti!"

Aus den Spritzen, deren jede von 4 Mann bedient, von 10 Spritzenmännern mit Wasser versehen wird, zischen breite Wasserstrahlen empor. — „Wasserwagen marsch, zum Wassergeben fertig!" Die Pumpe wird mit dem Saugeschlauche versehen, die Schläuche werden von den Abflußröhren in die Spritzen geleitet. — Die oberen Stockwerke müssen von außen erstiegen werden. „An die Leitern marsch, steigt auf!" Die Sappeurs schlagen die Haken ihrer Leiter in das Fenster, befestigen sich mittelst des Gurthakens an die obere Sprosse, hängen eine zweite Leiter in das höhere Fenster, und dringen auf diese Weise mit unglaublicher Schnelligkeit in die verschiedenen Zimmerräume, in welche nun auch die Spritzenschläuche mittelst der Fangleine geleitet werden können. Mittelst der

Werkzeuge, welche der Utensilienwagen liefert, geht es nun an die mannigfaltigsten Rettungsarbeiten, während außen die riesige Maschinenleiter von nur 4 Mann aufgestellt wird, um den höchsten Punkt des Gebäudes zu erreichen.

Im Dachstübchen — sagt man — liegt ein Kranker, der sich nicht eilig genug retten konnte, ehe die Flammen ihm den Ausgang versperrten. Ein Feuermann dringt von außen ein, packt den Hülflosen in einen Sack aus Drillich und senkt ihn hinunter mittelst eines Taues, welches über einer an der Leitersprosse befindlichen Rolle läuft.

Es ist kein Menschenleben weiter gefährdet; es bedurfte noch keiner Stunde, um auch der Flamme Herr zu werden; die Brandstätte wird aufgeräumt und eine Wache zurückgelassen.

„Aus den Leitern! von den Spritzen marsch! zum Abmarsch fertig! marsch!" Die Brigade kehrt auf ihre Stationen zurück, gewärtig, daß ihre Dienstleistungen vielleicht schon nach einer halben Stunde aufs Neue in Anspruch genommen werden.

Das neue Museum.

„Niemals wird Eos Reicheres schauen,
Und nicht Göttlicheres.“

Die Griechen waren das einzige Volk, das die Kunst aus einem Leben herausbildete; die andern Völker mußten sich und ihr Leben an dieser Kunst heranbilden; was bei Jenen Produkt der Kultur war, wurde und ist bis heute bei den Andern Mittel zur Civilisation.

In Deutschland, dem Lande des Idealismus und Humanismus, ist die Kunst von höherer Bedeutung als irgendwo in der civilisirten Welt; denn da, wo die Idealisten selbst Idealisten der That werden, hat die Kunst nur einen Nebenzweck; bei uns aber, wo es nur Idealisten der Moral, der Aesthetik, der Metaphysik und der Religion giebt, behauptet die Kunst als Bildungsmittel die erhabenste Stelle.

Berlin, die Stadt der deutschen Intelligenz, ist in dem letzten Dezennium auf erstaunliche Weise an Kunstschätzen bereichert worden; nicht nur in Kunstkammern, Galerien und Museen, nicht nur in den Hallen der Reichen finden wir dieselben, sondern auf Straßen, Brücken und Plätzen, zur An-

schauung für alles Volk. Freilich wird nicht nur der weiche Marmor, sondern auch das harte Erz zerbröckeln, ehe dem Volke der Sinn für das Schöne geweckt wird.

Das neue Museum ist ein reicher Kunsttempel.. Aber auch hier mußte die Kunst Concessionen machen, wie überall, seitdem die alten Griechen gestorben sind. Die Römer trugen ihre Athletenmuskeln auf die sanften Formen der griechischen Gewächse, Michel Angelo anatomirte die Antike, Lucas Cranach brachte sie auf das Streckbett, Rubens mästete sie, die Franzosen setzten ihr Allongeperrücken auf, die Indianer gaben ihr einen schwarzen Anstrich. Das neue Berliner Museum zeigt uns das ästhetische Ideal in einer Umgebung von königlichem Glanze, von minutiöser Arbeit, von moderner Allegorie und Symbolik, von preußischer Gelehrsamkeit, von Berliner Intelligenz, Intention und Witz. Namentlich läßt sich von den Wandgemälden, die in den grellen Farben der neuen Freskomalerei gehalten sind, behaupten, daß sie sich zu den Antiken selber verhalten, wie die buntverworrenen Schinkel'schen Gemälde im Portikus des alten Museums zu der klaren Einfachheit des Parthenon-Frieses.

Das neue Museum enthält drei Geschosse; in dem unteren befinden sich die nordischen und egyptischen Alterthümer, im zweiten die Gipsabgüsse, im dritten die Kupferstich-Sammlung und die Kunst-Kammer.

Die nordischen Alterthümer bestehen fast nur aus Gefäßen, Waffen und Hausgeräthen, die bloß für den Forscher und Alterthümler Interesse haben. Die Wandgemälde von Müller, Heidenreich und Richter in neu erfundenen Wasserglasfarben gemalt, stellen uns die nordische Mythologie

vor, die Götter unserer Ahnen, die wir, trotz Grimm und Hagen, schnöde gegen die griechischen zurückgesetzt haben und kaum dem Namen nach kennen. Und doch sind so herrliche Gestalten darunter: der alte Odin, der die Erkenntniß und das Gedächtniß in seinem Dienste hält; das Roß der Nacht, den Thau auf die Erde schüttelnd; der schöne wilde Baldur, an Liebreiz mit Apollo wetteifernd; Hulda, die Göttin der Häuslichkeit, holder als Minerva; die Nornen, die über Glück und Unglück schalten, ebenbürtig den Parzen.

Die egyptischen Alterthümer enthalten die Sammlung von Passalacqua, welche Friedrich Wilhelm III. ankaufte, und die Ausbeute der Expedition, welche Friedrich Wilhelm IV. nach Egypten sandte. Die Architektur, in getreuer Nachahmung der egyptischen, bildet in ihren geringen Dimensionen, die durch den Raum geboten wurden, ein Mißverhältniß zu den Alterthümern, die ursprünglich ihren Platz in den riesigen Palästen, Tempeln und Gräbern von Theben und Memphis hatten. Mancherlei Spielereien und Nachahmungen, wie preußische Inschriften mit egyptischen Hieroglyphen, streifen zu sehr an den Dilettantismus und lassen sich durch das Auge des Laien kaum von dem echt Alterthümlichen sondern. Die monumentalen Kunstwerke selber haben den Styl, welchen Winkelmann mit einem Baume vergleicht, dessen Wachsthum durch Zufälligkeiten gehemmt wurde.

Das Treppenhaus bildet den Mittelpunkt des Gebäudes und reicht durch die drei Geschosse, 100 Fuß hoch, bis zum Giebel. Die Vorhalle mit prächtigen Marmorsäulen, welche denen des Neptuntempels zu Athen nachgebildet sind, enthält das kolossalste und erhabenste Kunstwerk des Alterthums: die

Dioskuren-Kolosse des Monte Cavallo, die hohen Kinder des Zeus. Sie sind zu riesig für den umgrenzenden Raum, und die bäumenden Rosse scheinen hinaus zu begehren nach dem freien Schilfufer des See's Regillus. — Die innere Ballustrade der Treppe zeigt eine Nachahmung des Frieses aus dem Apollotempel zu Bassä: die Amazonen- und Centauren-Kämpfe, wechselnder Sieg und Niederlage zwischen den hart bedrängten Griechen und ihren feindseligen Störern, bis der Sonnenheros Theseus das Feld behauptet. — Das Treppenhaus selbst ist die Stätte, wo ausschließlich der Genius Kaulbach's waltete. Kaulbach ist der genialste Maler der Modernen, mehr erfinderisch als unmittelbar, gelehrt, symbolisch, voll Frömmigkeit und Humor zugleich, romantisch und doch die Antike würdigend. Die Belgier, die entschiedensten Realisten in der neuesten Malerei, tadeln an ihm die Neigung, die Figuren vom Fußboden zu erheben und das epische Nacheinander unmittelbar neben einander zu stellen; sie loben an ihm nur, „daß er dem Cornelius noch rechtzeitig aus der Schule gelaufen sei." Diese Belgier lassen keine Gipsbüste von ihren Schülern malen, ohne daß der klobige Fuß, den der Gießer hinzufügte, mit abgebildet würde. — Die sechs Kaulbach'schen Bilder sollen allegorisch die Geschichte des Menschengeschlechts darstellen; sie sind mit Hülfe von Kaulbach's Schülern Muhr und Echter vollendet: der Fall Babels; die Blüthe Griechenlands; die Zerstörung Jerusalems; die Hunnenschlacht, welche wir seit Jahren als Karton in Raczinsky's Gallerie bewunderten; die Kreuzzüge; die Reformation. — Die allegorischen Bilder über den Thüren haben zum Gegenstand: die Sage, die Geschichte, die Kunst und die Wissenschaft. Die Pfeiler-

gemälde zwischen den Hauptbildern stellen in schwer verständlicher Symbolik geschichtliche und mythologische Helden und Ereignisse dar: Isis, Moses, Ramses, Venus, Solon, Alexander der Große; auf den schmalen Pilastern, welche die Langseiten der Hauptbilder begrenzen, zeigt sich die Mythologie und Geschichte aller Völker in wunderbarem Gemisch. — Ueber den Bildern zieht sich ein großer Fries, der leider nur undeutlich zu erkennen ist. Es ist, modern verwandelt, der Styl, den Winkelmann bei den Alten als den Ausdruck der kindlichen und komischen Grazie bezeichnet. Hier zeigt sich Kaulbach's romantische Ironie, die sich auf die historischen und symbolischen Stoffe der Wandgemälde bezieht. Es sind mit Arabeskenranken umschlungene Kindergestalten, welche den Verlauf der Weltgeschichte ausdrücken: Prometheus, Minerva, Apollo, Brutus, Imperatoren, Krieger und Kronprätendenten, Alle en herbes. Viele Kindesköpfe sind Portraits, zum Theil mäßig karikirt: Kant, Humboldt, Grimm —

„Auch der Helden des Gedankens
Sah ich manchen in dem Zuge.
Ich erkannte unsern Wolfgang
An dem heitern Glanz der Augen."

Das zweite Geschoß enthält die Gipsabgüsse der Antike und der Werke des Mittelalters und der späteren Zeit. Das alte Berliner Museum enthält zehn Original-Antiken von hoher Bedeutung; hier finden wir die reichste Sammlung in vortrefflichen Abgüssen nach den Meisterwerken der verschiedenen Museen zu Athen, Rom, Neapel, Florenz, Venedig, Paris, München, Dresden, London, Kopenhagen. Hier lernen wir den hohen Styl der Antike würdigen.

Die Wandgemälde von Schirmer, Biermann, Schmidt, Graeb und Pape, haben griechische Landschaften zum Gegenstande. — Unter den Statuen erblicken wir die Giebelfelder aus dem Minerva-Tempel zu Aegina, wie sie einst von der Höhe des Berges den blauen saronischen Golf und die Inseln des Archipels überschauten. Es ist der Kampf der Griechen und Trojaner um die Leiche des Patroklus oder des Achilles. In der Mitte Minerva, rechts die kämpfenden Griechen, links die trojanischen Krieger, nach dem verwundeten Helden trachtend, der „das Haupt zur Seite neigt, wie der Mohn, von dem Regenschauer des Frühlings belastet." Es ist der antik-realistische, äginetische Styl, der, zum Unterschiede von dem attischen, die Natur getreu nachahmt, den höchsten Ruhm in der „Füße Gewalt und der Hände Kraft" sucht, und alle leidenschaftliche Erregung im Ausdrucke verbannt. — Unendlich erhaben sind die Basreliefs vom Friese des Parthenon aus der glücklichen Zeit des Phidias, die großen Panathenaen, den Aufzug der festlich geschmückten Wettkämpfer und Jungfrauen vorstellend; eine Darstellung attischer Religion und attischen Lebens. Es sind die Reste des Parthenon, das nicht von nordischen Wanderern, nicht von mittelalterlichen Abenteurern, nicht von barbarischen Türken zerstört, sondern erst im 17. Jahrhundert von norddeutschen Söldnern unter dem Befehl des Grafen Otto von Königsmark, eines modernen Barbaren, in den Grund geschossen wurde. Was jener Vandalismus verschonte, fiel unter der Verstümmelung, welche der Lord Elgin in Gegenwart weinender Muselmänner vornehmen ließ. Die Reste jenes Cellafrieses zeigen die erhabensten Formen in der mannigfaltigsten Bewegung: zwei Frauengruppen in

liebender, umfangender Ruhe; einen Pferdekopf vom Wagen der Nacht, „ein Urpferd, übermächtig und geisterartig," wie Goethe sich ausdrückt; die hinflatternde, eilende Nike; der ungestüme, weit ausschreitende Meerbeherrscher Poseidon; Ilissos, verstümmelt und hauptlos, aber von göttlichem Leben durchfluthet. — In einem Zwischengemach befindet sich die Gruppe des Laokoon aus der Zeit der rhodischen Kunst, welche die Darstellung des Furchtbaren und Tragisch-Pathetischen liebte, das höchste Meisterwerk der Bildkunst nach Alexander, eine plastische Darstellung der antiken Tragödie, worüber die größten Kunstgelehrten ihre Untersuchungen angestellt haben. — Im Apollosaal erblickt man den farnesischen Stier, eine Gruppe, welche durch Ueberladung und falschen Effekt die Grenze des Schönen überschreitet; den Apollo von Belvedere, „aufblühend wandelnd, mit dem Blick, der einst Agamemnon traf;" die Diana von Versailles, die Göttin der Jagd, in der lebendigsten Bewegung; die Venus von Capua, die schönste Darstellung der siegreichen Venus; die Venus von Milos, die erhabene Schönheit, welche vom sterblichen Jünglinge den Preis empfängt; die Venus von Medicis, wie sie vom Lande auf das leuchtende Meer schauet, eine italische Umgestaltung der knidischen Aphrodite; den Torso des Vatikan, das erste griechische Kunstwerk, welches nach der Plünderung von Korinth nach Rom gelangte. Es ist das Bruchstück des Herkules am Göttertische, „der Tafel heiterer Schutzgott", den Alexander der Große als Tafelaufsatz mit sich führte und zu dessen Trümmer sich der blinde Michel Angelo täglich geleiten ließ, um ihre göttliche Schönheit tastend zu empfinden. — Im Kuppelsaal verdienen besondere Erwähnung:

die Matteische Amazone, die heldenhafte Jungfrau, welche Phidias und Polyklet zum Ideal erhoben; die Minerva von Velletri, die schönste Antike des Louvre, nach Feuerbach: „der reine Gedanke, in Marmor verkörpert." — Der altrömische Saal enthält als die namhaftesten Statuen: die Gruppe der Niobe, dem Scopex und Praxiteles zugeschrieben, die ewige Todtenklage einer Mutter, die sechs herrliche Söhne und ebenso viele Töchter durch die Geschosse des Apollo und der Artemis verlor; den Merkur von Belvedere, die kräftige Jünglingsgestalt mit sanftem Lächeln, den sterbenden Fechter, nach Winkelmann ein sterbender Held, in „lang hinstreckendem Tode", aus der Blütezeit pergamenischer Kunst; den Borghesischen Fechter, aus der Blütezeit von Ephesus, „den Leib kühn übergebogen", menschlich real, ohne das Wunderbare des idealen Styls; den Ringer, der in der Palästra den Staub vom Körper schabt, früher irrthümlich für einen Tydeus gehalten, eine der schönen schlanken Gestalten des Lysipp, die sich der Natur mehr nähern als die Gewächse des Polyklet; den Apollo Sauroktonos, den Eidechsentödter, den reizenden muthwilligen Knaben, der die Orakel spendende Lacerte mit dem Stäbchen trifft; den Capitolinischen Antinous, das halbrealistische Ideal Hadrianischer Kunst und zugleich des Alterthums, dem das römische Reich einen eigenen Cultus weihete. Es ist der schöne, unschuldige und schwermüthige Jüngling, der Liebling des Hadrian, wie er mit gesenktem Haupt auf die Wellen des Nils blickt, im Begriff, sich für seinen Herrn den Opfertod zu geben; die Venus im Bade aus dem Klementinischen Museum, ähnlich der Venus accroupie im Louvre; das kolossale Haupt der Juno Ludovisi, vom

älteren Poliklet, dem Kunstgenossen des Phidias, die würdigste Königin und Gemahlin des Jupiter, wie ihn Phidias darstellt, von Goethe mit einem „Gesange Homer's" verglichen. — Im Bacchussaale, der seinen Namen nach einer Weinreben-Veranda führt, sehen wir zwei Pferdeköpfe, einen aus Herkulanum, den andern vom Viergespann der Markuskirche, dem herrlichsten Meisterwerke antiker Thierbildnerei. — Im neurömischen Saale erwähnen wir des Dornausziehers, aus der rhodischen Schule, jener Richtung angehörend, welche die harmlose Naivetät darstellt; der Gruppe des Ildefonso, nach Lessing Schlaf und Tod vorstellend, nach Andern Kastor und Pollux, nach Wilhelm von Humboldt die Todesweihe des Antinous. — Der südliche Kuppelsaal ist wichtig durch die Wandgemälde von Kaulbach, Schrader und Stilke, Sieg und Triumph des Christenthums darstellend. — Unbedeutend ist der Saal für mittelalterliche Sculptur, und der für neuere Kunst enthält von Merkenswerthem nur den Gipsabguß der berühmten Broncethür von San Giovanni in Florenz, Thorwaldsen's Venus und Schinkel's Scene aus der Sündfluth.

Im dritten Geschoß befinden sich die Kupferstichsammlungen aus der deutschen, italienischen, niederländischen und französischen Schule. Der rechte Flügel enthält die Kunstkammer, welche sich früher auf dem königlichen Schlosse befand.

Dieser Reichthum, wenn auch nur an Abbildungen der Antike, stellt das Berliner neue Museum in die Reihe der würdigen Vereinigungsörter, welche die moderne Zeit seit den Mediceern den Ueberresten alter Bildkunst aufbauete. Es bietet

des Schönen eine unendliche Fülle und hat nur den verzeihlichen Fehler, daß Nebengeordnetes in zu wichtiger Geltung hervortritt; es ist, als sollten nicht die Räume die Kunstwerke sammelnd aufnehmen, sondern als ob, wie zur Zeit der Oktavia und des Asinius Pollo, die Statuen den Gebäuden zum Schmuck dienen sollten.

Berliner Fuhrwerke.

Die Fuhrwerke bilden begreiflicher Weise das bedeutendste Element des öffentlichen Straßenverkehrs, geben aber auch zu den stabilen, unvermeidlichen Gefahren des städtischen Kulturlebens Anlaß. Der Leiter des öffentlichen Fuhrwesens, der Polizei-Hauptmann Dennstädt, hat sich zwar großes Verdienst dadurch erworben, daß jetzt eine bestimmte Fahrordnung festgestellt worden, daß die mannigfaltigen Fuhrwerke des Abends an Laternen mit unterscheidendem Farbenlicht zu erkennen sind, und durch andere zweckmäßige Einrichtungen; — durch den übermäßigen Straßenverkehr und durch die hochmüthige Ansicht der Fahrenden, daß der Fußgänger gar nicht auf den Straßendamm gehöre, obgleich er doch nicht hinüberfliegen kann, ist indessen die Gefahr, übergefahren zu werden, noch immer sehr groß; jeder Tag fordert seine Opfer und in höherem Grade als der Bewohner der Wildniß zu befürchten hat, von einem Feinde skalpirt oder von einem wilden Gethier zerrissen zu werden, muß der Bürger der Weltstadt bei jedem Ausgange fürchten, gerädert zu werden.

Es giebt ein Genrebild von Th. Hosemann: Berliner Fuhrwerke. Auf einer landschaftlichen Staffirung, einen mageren Theil der Berliner Umgegend mit Blachfeld, Sandweg, einigen Dornensträuchern und Windmühlen darstellend, begegnen sich zwei Fuhrwerke, die jammervollsten und doch originellsten, welche sich in Berlins Straßen zeigen: ein Sandwagen und ein Milchkarren. Der Sandwagen ist auf der Rückkehr; das elende Pferd fühlt sich um einen großen Theil seiner Last erleichtert und versucht es, den schneidenden Peitschenhieben des Fuhrmanns Folge zu leisten und sich in eine trabähnliche Bewegung zu setzen; auch beschleunigt seinen Gang sicher die verlockende Aussicht auf ein Mittagsmahl von Kohlstrünken, Kartoffelschalen, nebst etwas Heu und Häcksel. Auf der hintersten Kante des Wagens sitzt der Compagnon des Fuhrmannes und zieht die Bilanz, indem er die eingenommenen Silbersechser aus der Hosentasche in die hohle Hand zählt. — Der Milchkarren, welcher mit vollen Blechkannen beladen, der Stadt zufährt, wird von zwei Hunden gezogen; der Bauerbube hat sich, wie dies üblich ist, obenauf gesetzt und treibt das Zwiegespann mit energischen Hieben zur Eile an.

Hosemann hätte unter den Berliner Fuhrwerken andere wählen können, die ebenfalls charakteristisch sind.

Es giebt prächtige Equipagen in Berlin, wie sie in Paris und Wien nicht schöner zu finden sind; das sind die Karossen des Adels und der Geldaristokratie. Unter diesen Karossen giebt es auch wunderliches Zeug: die Tilburie's der eigenhändig kutschirenden Gardelieutenants, mit so hohem Bock, daß der Fahrende den Proletariern im dritten Stock in die Fenster sehen kann und ihnen im Vorbeifahren die Sonne verfinstert;

es gehört ein Gemsjäger dazu, um diesen Bock zu erreichen. Den Gegensatz zu diesen Klettergerüsten bilden die Kutschen zu ebener Erde, die an die alten Portechaisen erinnern und für Gichtkranke und Lendenlahme bestimmt zu sein scheinen. — Wägelchen, die, wie der Phaeton der Venus, von einem Taubenpaar gezogen werden könnten, sind mit drei kräftigen Rossen bespannt, die sich im Gänsemarsch hinter einander bewegen. Zuweilen sieht man in einer Kalesche zwei Personen, Löwe und Tiger, Rücken an Rücken reibend, mit verschlungenen Armen, während der Kutscher vom Bedientensitz fährt, die Leine über die Wagendecke gezogen; Herr, Kutscher und Lakei bilden hier eine wunderliche Versetzung der Rangordnung, und die brüderliche Berührung des Herrn- und Bedientenrückens gehört zu den genialsten Absurditäten des Dandyismus. — Viel beständiger in ihrem Habitus als jene von der Laune und Mode abhängigen Fahrzeuge sind die sogenannten Doktorkutschen, die Karossen der Advokaten des Pulses, die Gegenstände des Neides seitens der ganzen ärztlichen Infanterie. Diese Fuhrwerke haben ein charakteristisches Ansehen mit Allem, was zu ihnen gehört. Der Kutscher sieht aus, als ob er in dringenden Fällen selber ein Rezept schreiben könnte, und die Pferde, als ob sie wüßten, welcher von den Patienten zunächst abfahren werde. Auch die Gangart dieser Thiere ist eigenthümlich und es giebt keinen Kranken, der nicht ihren Tritt schon aus der Ferne erkennt. — In ähnlichem Tempo wie die Doktorkutschen bewegen sich die Droschken; es hat dieses Tempo jeder Ungeduldige seinem Ohre eingeprägt, der einmal verspätet in der Droschke zum Bahnhofe, zum Stelldichein der Liebe oder zum Sterbebette des Freundes fuhr. Dennoch ist die neue Berliner

Droschke viel besser als ihr alter Ruf, und es geht ihr damit wie dem Grüneberger Wein; es giebt Epitheta, die, wie die Erbsünde, nicht wieder los zu werden sind. Die Berliner Droschke sieht nicht schlecht aus, am wenigsten seitdem sie vor dem Polizei-Lieutenant Revue passiren muß; das Droschkenpferd trabt nicht langsamer als jeder Pegasus, der zu Lohnfuhren verurtheilt ist. Jene Ungeduldigen sollten einmal in einer Droschke zum Pistolenduell fahren, oder zum Zahnarzt, um sich einen Backenzahn ausreißen zu lassen, oder zur Kreis-Ersatz-Kommission, um sich zum Militärdienst zu stellen, oder nach dem Kriminalgefängniß, um eine sitzende Lebensart anzufangen: — und sie würden gewiß finden, daß eine Berliner Droschke viel zu schnell fährt. Die Berliner Droschke hat sogar in neuester Zeit außer ihrer socialen noch eine politische Bedeutung bekommen, denn bei den Wahlen zum Norddeutschen Parlament benutzten gewisse Parteiführer sie, um durch die Stadt zu fahren und die Stimmzettel unter die Menge zu streuen. — Zu dem schweren Kaliber der Berliner Fuhrwerke gehören, außer den verschiedenen Lastwagen des täglichen Geschäftsverkehrs, die Brauerwagen, die Möbelfuhrwerke, die Omnibusse, die Gefährte der Feuerwehr und die Leichenwagen. Die Brauerwagen scheinen bestimmt, niemals umzukehren; da dieser Fall, von dem sich der Erfinder dieses lang gestreckten Vehikels nichts träumen ließ, dennoch häufig vorkommt, so sieht man dasselbe beim Umwenden stets im traurigsten Konflikt mit anderen Fuhrwerken, mit Rinnsteinen, Hausthüren und Menschen, kurz mit der ganzen Straße. — Die riesigen Möbelfuhrwerke, auf denen man die Eingeweide des Hauses nach außen gekehrt erblickt, machen fast denselben unangenehmen

Eindruck, wie eine Obduktion. — Die Berliner Omnibusse waren früher ein Mal gründlich gescheitert; daß sie jetzt die Stadt in regelmäßigen Touren nach allen Richtungen durchziehen und auch nach den Oertern der Umgegend fahren, ist ein sichtliches Zeichen des mächtigen Aufschwungs der neuen Weltstadt. — Das vehementeste Fuhrwerk der Neuzeit gehört der Berliner Feuerwehr; es überwindet die Schwere seines Kalibers durch entsprechende Pferdekraft und hat den Raum durch Polizei-Dekrete gesichert erhalten. Die Wolfsschlucht im „Freischützen" übt keinen größeren Eindruck auf unsere Nerven als ein verbrauchter Knalleffekt, seitdem wir gewöhnt sind, dieses wilde Heer mit Sturmhauben, Fackelglanz, Rädergerassel, Pferdegetrappel und Glockengeläute an uns vorübersausen zu sehen. Wir hegen dann nur den frommen Wunsch, dieses wilde Gefährt möge uns nie begegnen, wenn wir Hühneraugen haben oder schlecht beritten sind. — Zu dieser jähen Hast bildet den schroffsten Gegensatz jenes stille Fuhrwerk mit dumpfem Rollen, in welchem die Abgeschiedenen auf das Land fahren. Das originellste dieser Art ist der Armen-Leichenwagen, nicht nur ein sociales, sondern auch ein naturwissenschaftliches Phänomen. Goethe, wenn er den verschossenen Behang gesehen hätte, würde erkannt haben, daß das Roth eine Komplimentfarbe vom Schwarzen ist, eine Bemerkung, deren in seiner Farbenlehre keine Erwähnung geschieht. Die Leichendiener, welche den Katafalk der höheren Klasse begleiten, geben durch ihr Kostüm keine Veranlassung, wie jener Hamburger „Reitendiener", für englische Lordmayors gehalten zu werden. Ein Berliner Leichenbitter könnte nur mit einem Hochzeitsbitter verwechselt werden, da Beide nicht nur gleiches

Kostüm tragen, sondern auch dieselben Personen sind. Eine feine Allusion liegt bei den Leichenzügen in dem Umstande, daß der Doktorwagen, als Schlußglied, den entgegengesetzten Pol vom Leichenwagen bildet.

Seitdem die Zeitungs-Reclamen und die Anschlagzettel nicht mehr ausreichen, die Aufmerksamkeit des Publikums im Sinne der Konkurrenz zu fesseln, sieht man die Geschäftswagen der verschiedenen Gewerbtreibenden mit auffallenden Firma-Inschriften, ja, wie namentlich den des Gesundheitsmalz-Fabrikanten Hoff, mit glänzenden Wappenschildern und Preismedaillen verziert, in geschäftiger Eile durch die Straßen rollen.

Diese und noch andere Geschirre hätte Hosemann bei seinen Berliner Fuhrwerken darstellen können, aber er wählte als humoristischer Realist den Sandwagen und den Milchkarren, als die bizarrsten und eigenthümlichsten Vehikel. Dennoch blieb er, vielleicht aus ästhetischer Rücksicht, hinter der Wirklichkeit zurück; er hätte, ohne in die Karrikatur zu verfallen und um dabei doch sittlich oder humoristisch auf den Beschauer zu wirken, auffallender zeichnen können. Das Sandpferd auf seinem Gemälde zeigt zu wenig Skelett und die Hunde verrathen zu viel wohlgenährte Munterkeit.

In der Wirklichkeit aber finden sich von der grausamen Härte gegen die treuesten Hausfreunde und nützlichsten Diener des Menschen, gegen Pferd und Hund, keine jammerhafteren Exempel. Das Pferd, welches den „weißen Sand" nach der Residenz schleppt, hat nur noch eine Galgenfrist bis zum Schindanger, ist vielleicht dem Abdecker nur interimistisch abgemiethet. Mit der stummen Resignation, die dem Pferde bei allem Schmerz eigen ist, den Karren ziehend, auf dessen einer Runge

vielleicht als Symbol des Pauperismus, ein schief gelaufener Stiefel steckt, schreitet es langsam durch die Straßen, während der Associé des Geschäfts den Hausfrauen seine Waare ankündigt; denn so sandig, wie der Provinziale meint, ist Berlin doch nicht, daß der Sand nicht gekauft werden müßte. Der Sandverkäufer selber, wenn er ausruft, ist ein Original. Es giebt unter den Antiken einen Kopf eines schreienden Mannes, der in keinem Studien-Atelier fehlt, und über dessen künstlerische Vorzüge lange Aufsätze und dicke Bücher von Winkelmann, Lessing und Goethe geschrieben worden; das ist der Laokoon; — noch charakteristischer und ausdrucksvoller, ein modernes Laokoonshaupt ist der Kopf, den der Sandverkäufer präsentirt, wenn er ihn seitwärts legt, die Augenbraunen herunterzieht, den Mund weit öffnet und sein nervenerschütterndes Geschrei erhebt.

Der Milchkarrenhund ist gewöhnlich von sehr gekreuzter Race, zuweilen auch ein bis zum Dorfe heruntergekommener Köter edler Abkunft. Bei der reichen Produktivität dieser Thiergattung liegt dem Bauer nur daran, ihre Kräfte auszubeuten, ohne sie hinreichend zu nähren oder schonend zu behandeln. Während der Landmann oder sein Bube sich in der Stadt seine Cigarren kauft, sich beim Fleischer regalirt oder seine präparirte Milch austrägt, liegt der lechzende, abgemagerte Hund, der die Milch und den Verkäufer gezogen, im Winter zitternd auf dem Schnee, oder schleppt sich im Sommer nach der schmutzigen Straßengosse, um seinen Durst zu stillen. Wenn er die weite Tour durch die Stadt gemacht hat, läuft er, in seiner zitternden Hundedemuth sich unter Peitschenhieben krümmend, nach Hause, um an der Kette sein elendes Mahl zu halten. Wir haben unsere Carnivoren vorzugsweise an die

Pflanzenkost gewöhnt; der Bauer thut ein größeres Wunder; er füttert seine Zughunde mit petrificirten Küchenabfällen, die dem Mineralreiche näher stehen, als den Vegetabilien.

Betrachten wir den Sandkarrengaul nicht näher! wir könnten ein verstoßenes, elendes Thier darin erkennen, das uns einst im stolzen Lauf über die Flur trug; auch nicht jenen abgetriebenen Hund! es ist vielleicht der altersschwache Sultan unseres Freundes, des Gutsbesitzers, der uns einst auf die fröhliche Jagd begleitete.

Wenn der Mensch seine blutige Hand vom Thiere weggezogen hat, — dann werden auch jene beiden Fuhrwerke, die uns Hosemann darstellt, nicht mehr in Berlins Straßen sichtbar sein.

Reisende Berliner.

Es giebt seltsame Wanderer, die sich am liebsten mit der todten oder halbtodten Natur zu schaffen machen: mit Steinen und Pflanzen, oder, wenn sie sich gar an die Gegenstände wagen, welche der willkürlichen Bewegung fähig sind, sich doch mit allem Gethier lieber beschäftigen als mit dem Menschen. Andere im Gegentheil schenken jenen Naturoffenbarungen nur so viel Aufmerksamkeit wie einer Dekoration. Für sie ist die Scene des Menschenlebens das Wichtigere auf dem Welttheater, und das Wichtigste der Mensch selber; als tragischer oder komischer Schauspieler, als Held, Liebhaber, Intriguant, ja, als Statist hat er für sie immer noch größere Bedeutung als die Theaterkatze. — Wie jene sogenannten Naturforscher daher die abgelegenen Oerter suchen, um die Botanisirtrommel zu füllen, Käfer in Spiritus zu ertränken, Schmetterlinge zu spießen oder sich die Taschen mit Steinen zu füllen, so suchen die Menschenforscher die belebten Pfade, die Gesellschaften, die öffentlichen Tafeln und Vergnügungsörter.

Beide aber stoßen auf gewisse Gattungen und Species,

die ihnen überall und zu allen Zeiten vor Augen und unter die Hand kommen. Und wie der Naturforscher z. B. unter den Pflanzen das Täschenkraut, unter den Hornflüglern den Roßkäfer, unter den Schuppenflüglern die Ringelmotte und unter den Mineralien den unvermeidlichen Gneiß findet: so trifft der Andre in allen Ländern und zu allen Zeiten auf eine ganz besondere Menschenspezies, die man gemeinlich Berliner nennt. Zuweilen sind diese Berliner, beiderlei Geschlechts, so sehr über Deutschland und die angrenzenden Länder verbreitet, daß man verwundert fragen könnte: Wohnen denn in Berlin noch Leute? Wer macht denn jetzt dort Witze, wer trinkt Weißbier und liest das Intelligenzblatt, wer besucht die Sommertheater, oder Kroll, oder die Stadtvoigtei?

Wenn ihr am Alsterbassin in Hamburg steht und euch an der lachenden Bläue des Wassers, an den schaukelnden Kähnen, an der prächtigen Häuserfronte des Jungfernstieges erfreuet, so werdet ihr plötzlich einen Nachbar die Bemerkung machen hören: das Alles sei recht schön, aber das Bischen Wasser abgerechnet, könne es doch mit den „Linden" in Berlin keinen Vergleich aushalten. — Der Berliner ist außerordentlich eingenommen von seiner Vaterstadt und besonders ergreift ihn bei der Erinnerung an die Linden das Heimweh, wie den Schweizer, wenn er den Kuhreigen hört.

Trefft ihr in der sächsischen Schweiz mit einer Gesellschaft beim Prebischthor zusammen und Alle schreiben sich dort in das umfangreiche Album, so könnt ihr den Berliner gleich daran erkennen, daß er seinem Namen noch irgend eine tadelnde Bemerkung über den Kaffee oder über die Harfenmädchen beifügt. — Jeder Berliner ist ein Lessing, ein geborner Kritiker.

Besucht ihr den Falkenstein im Harze, wo der Messiassänger einen Theil seines pathetischen Epos dichtete, so wird unvermuthet eine bleiche Mädchengestalt ihre Hand auf die eurige legen, wie Werther's Lotte, zum Himmel aufblickend, den Namen „Klopstock" lispeln. — Eine Berlinerin ist sentimental und hat in der ersten Schulklasse Literaturgeschichte studirt.

Steht ihr auf dem Zobtenberge, an dessen Fuße sich einst die deutsche Freischaar sammelte, die mehr Ruhm als Glück hatte, so wird einer eurer Reisegefährten begeistert das Körner-sche Lied: „Was glänzt dort im Walde im Sonnenschein?" anstimmen und in verschiedenen Tonarten durchführen. — Der Berliner ist ein eifriger Patriot, aber er hat eine schlechte Stimme.

Er ist ein theilnehmender Reisegefährte. Stolpert ihr auf unebenem Bergpfade über einem Stein, so wird der Berliner in Entrüstung über die schlechte Wegepolizei gerathen. — Sucht euch ein betrügerischer Wirth zu prellen, der ritterliche Berliner wird für euch in die Schranken treten; der Berliner wird eure Damen unterhalten und trösten, wenn auf einer Lustfahrt ein Regenguß ihre Kleider durchnäßte. Durch nichts läßt er sich imponiren, weder durch Natur- noch Kunstwerke. Er zündet am Vesuv seine Cigarre an und füttert die Delphine des mittelländischen Meeres mit Weißbrod, als ob es die Karpfen im Charlottenburger Schloßteiche wären. Er durchschreitet die afrikanische Wüste, als ginge er durch die Gefilde des „Wedding", ohne weitere Klagen als über etwas „Stoob" verlauten zu lassen. Er fragt die venetianischen Gondeliere nach ihrer Taxe, als ob er es mit simplen Droschkenkutschern zu thun

hätte. Zu allen Dingen findet er im Geiste die Parallele, um durch Vergleichung zu ruhigem und klarem Urtheil zu gelangen. Den Straßburger Münster hält er gegen den Berliner Marienthurm, den Pariser Sternbogen gegen das Brandenburger Thor, die Laokoons-Gruppe im Vatikan gegen Rauch's alten Fritzen, das Théâtre français gegen das Wallner-Theater: für geringfügige Dinge. Wie Buffon den Menschen für das Maaß aller Dinge erklärt, so ist für den Berliner die Vaterstadt das Maaß alles Merkwürdigen, Schönen und Erhabenen.

Und die Vaterstadt ist der Boden, von dem sich der Berliner nie entfernen sollte. Nehmet den Diamanten aus seiner Fassung, werfet die heitere Forelle auf den Ufersand: es ist dasselbe, als wenn sich der Berliner von seinem heimatlichen Pflaster entfernt. Obgleich er sich besser als irgend ein Deutscher überall zurechtfindet, nimmt er sich in der Fremde nicht gut aus, weil man ihn nirgend gerne hat.

Und doch beruhen alle seine Fehler auf eben so vielen guten Eigenschaften. Er zeigt sich nur unvortheilhaft, weil man ihn verkennt. So wird aus einem liebenswürdigen Menschen ein aufdringlicher, aus einem praktischen ein raffinirter, aus einem intelligenten ein vorlauter, aus einem leichtsinnigen ein schwindliger, aus einem muthigen ein prahlerischer. Es giebt in unserem uneinigen Deutschland keinen Winkel, wo man nicht ein Vorurtheil gegen den Berliner, gegen seinen Charakter, gegen seine Manier und Sprache hegte. Er überschätzt seine Vaterstadt, aber ihr thut dasselbe mit eurem Hamburg, das ihr trotz seinen Fleeten für ein Eldorado haltet, mit eurem Leipzig, das ihr spaßhaft genug „Klein-Paris" nennt. Obgleich der Berliner,

wenn er gebildet ist, ein reines Kulturdeutsch spricht, und wenn er seinen eigenthümlichen Dialekt redet, eben dasselbe Recht dazu hat, wie jeder andere deutsche Bürger mit seinem vaterländischen Idiom, — so will doch Jeder an seiner Sprache mäkeln. Wie mit den drei Ringen in der Erzählung des Boccaz und in Lessing's Drama, so steht es in Deutschland um das „reine Deutsch": der Hanseate, der Schwabe, der Sachse, der Oesterreicher und Tyroler, Alle sprechen, ihrer Meinung nach, das beste Deutsch, aber der Berliner wird für den ungerathenen Sohn gehalten, den der Papa mit dem schlechtesten messingenen Fingerreif abgefunden.

Allen diesen Behelligungen trotzt der Berliner und zerstreut sich wie ein unruhiger, regsamer und abenteuerlicher Mensch über die Erde, kehrt aber, wenn es sein kann, endlich gern wieder zurück zu seinen „Linden" und seinem „Thiergarten". Auf der Reise kann er uns vermöge seiner guten Eigenschaften ein angenehmer Gesellschafter sein, wenn wir seine Fehler nicht zu hoch anschlagen und des Spruchs gedenken: „Es muß auch solche Käuze geben."

Der Berliner in der Fremde.

Habt ihr die schönen Pferde gesehen, welche Fürst Pückler aus Arabien mitbrachte? — Wundervolle Thiere! Man sieht ihnen zwar an, daß sie dem heimischen Boden entrückt sind; das Feuer ist matter, das Gliederspiel weniger beweglich als von Natur, aber sie bleiben frei, lebhaft und stolz, — sie verleugnen nie ihre Race.

Betrachtet den Berliner im Auslande! Er ist verändert, abgeschwächt, sobald er vom heimathlichen Straßenpflaster entfernt ist, aber immer erkennt ihr in ihm die echte Race, das Berliner Blut.

Hier ist die Geschichte eines Berliner Kindes, wie es aufwuchs in der Stallschreiberstraße und seine Laufbahn am Bosporus beschloß.

Er war ein echter Berliner Junge und verwegener als seine Kameraden. Wer verstand sich so gut auf Murmel, Ball, schwarzer Mann oder auf irgend ein anderes klassisches Spiel, wie er?

Er war das einzige Kind eines wohlhabenden Handwerksmannes, der sich zur Ruhe gesetzt und ein Haus gekauft hatte.

Karl hatte, als er dreizehn Jahre alt war, fast alle Gymnasien der Hauptstadt besucht und war überall weggemaßregelt worden. — Niemand wußte, wie er, die Schwächen des Lehrers in kürzerer Zeit herauszufinden und zu schadenfrohen Handlungen zu benutzen. Mittelst eines kleinen Spiegels oder der Klinge seines Federmessers lenkte er den blendenden Reflex des einfallenden Sonnenstrahls auf das schwache Auge des Lehrers; mit einem Schnepper aus einer Federpose schnellte er Kartoffelstückchen nach allen Richtungen gegen die Nasen der Mitschüler. Froh waren die Lehrer, wenn er die Schule versäumte, und das that er oft, obgleich er in der Regel dafür bestraft wurde. Es hatte sich bei ihm nämlich eine Neigung für das Theater entwickelt, aber nicht für die äußere, glänzende, vollendete Erscheinung, für das Schauspiel am Abend: sondern für die Theaterproben. So erfreut sich ein Bildhauer nicht bloß am schönen bewegten Fleisch, sondern studirt mit Vorliebe die Fügungen des Skeletts.

Der Taugenichts kannte einen heimlichen Weg in die untersten Räume des Opernhauses, wo die Webestühle und Triebräder für die Kunstwerke sind, die man oben sieht: knarrende, schreckliche Räder, rollende Wagen ohne Menschen-, Pferde- und Dampfkraft, welche den unbefugten Neuling, der ihnen in den Weg kommt, zermalmen. — Karl wußte da unten Bescheid und stieg von dort hinauf in das dunkle Parquet. Aber auch hier konnte er seine losen Streiche nicht lassen, und wenn der selige Blum noch lebte, der damals Regisseur war, so könnte er erzählen, wie manchmal, mitten in der schönsten

Arie, die aufgeschlagenen Sitze im Parquet der Reihe nach zugeschlagen wurden, klipp, klapp; oder wie Jemand aus dem finstern Raum hinaufsprach, der wahrlich nichts zu sprechen hatte.

„Er muß zu einem Meister, zu einem tüchtigen Meister, dann wird es besser werden," sagte der Papa, als sein Söhnchen zum vierten Male von der Schule gejagt wurde, und er brachte ihn zu einem Sattlermeister. — Karl ärgerte seinen Meister, wie er seinen Lehrer geärgert hatte, obgleich er schlimmere Püffe als in der Schule bekam.

„Es wird besser werden, wenn er Soldat wird," sagte jetzt wieder der Papa. Aber er wurde nicht Soldat. Er hatte kaum das Maß und bekundete durch einige Maale am Halse, daß er an Skropheln litt.

Die Lehrzeit ging vorüber und er wurde Gesell. Er versöhnte sich mit seinem Vater und erhielt die Erlaubniß, seine Reiselust stillen zu dürfen; und wohin hätte er sich als Berliner zuerst wenden können, als nach Paris?

Als der Berliner von dem Bahnhofe kam, führte ihn sein Weg die Straße hinauf nach dem Boulevard. Diesen fand er beinahe so hübsch wie die Linden in Berlin.

Rechter Hand sah er einen der schmalen, mit Glas gedeckten Gänge, welche die Pariser „Passagen" heißen. Die Decke von dickem Glase, die glänzenden Läden gefielen dem Berliner. Jeder Mann hatte eine Thonpfeife oder eine Cigarre im Munde. Die ganze Luft war mit dem Dufte des Tabacks geschwängert, welcher in Paris am weitesten und auch am pikantesten riecht. Der Berliner sog diesen Duft ein, er konnte dem Gelüst nicht widerstehen, er mußte rauchen. Er trat in

einen Tabacksladen und forderte „tabac.“ — Der Berliner hätte alle Sprachen gesprochen, er sprach auch französisch. Was er auf dem Gymnasio davon gelernt hatte, war seinem Gedächtnisse zwar wieder entschwunden, aber er verließ sich auf sein Genie und auf die umfangreiche Bedeutung der Bejahungs- und Verneinungswörter auf oui und non. „Damit kann man Alles ausdrücken“, sagte er. „Combien, Monsieur?“ (Wieviel?) fragte die dicke Verkäuferin. — „Oui!“ sagte der Berliner. — „Pour deux sous?“ (Für 10 Pfennige?) fragte Jene. — „Oui!“ entgegnete er wieder. Er ließ sich die Hand voll Taback in seinen großen, grünen, mit weißen Perlen verzierten Tabacksbeutel werfen, zog dann seine deutsche Jagdpfeife mit dem Birkenmaser-Kopf aus der Tasche, stopfte sie und forderte „feu.“

Die Verkäuferin zeigte auf eine Lampe in der Ladenthür.

„Es geht ja herrlich mit meinem Französisch“, sagte der Berliner, indem er die Pfeife anzündete. — Jetzt drückte er sich durch die Menge, dicke Wolken um sich her blasend. Man machte ihm Platz und murmelte: „c'est un Allemand!“ (Das ist ein Deutscher!)

Da drängt sich ihm eine zwerghafte Gestalt in blauer Blouse entgegen, mit dicker Stumpfnase und kohlschwarzen Augen, das Haar glatt ins Gesicht gestrichen, die Mütze im Nacken, die kurze Thonpfeife im Munde. Sie lacht über den Berliner und zeigt grinsend auf dessen Jagdpfeife. Der Berliner macht Halt, seine Adern schwellen, sein Herz klopft, seine blauen Augen beginnen zu funkeln, sein Instinkt sagt ihm, daß er es mit einem Pariser Straßenjungen zu thun habe. Wie sich ein englischer Boxerhund einer Katze gegenüberstellt, so legte er sich gegen den Titi aus. — „Vous fumez donc dans

un poël!“ (Du rauchst also aus einem Ofen!) sagte der Titi lachend. — „Non!“ antwortete der Berliner. — „Laissez-moi voir cette pipe monstre!“ (Zeige mir dieses Ungeheuer von einer Pfeife!) spricht der Pariser, indem er nach der deutschen Pfeife greift. Der Berliner bläst ihm die großartigsten Wolken ins Gesicht, als wollte er Mücken verjagen. „Vous allez m'étouffer, cornichon!“ (Du wirst mich ersticken, Pfeffergurke!) ruft der Titi hustend. — „Selbst cochon!“ sagt der Berliner. — Die Streitenden werden umringt; beide fühlen, daß ihre Straßenjungen-Ehre auf dem Spiele steht. Da faßt der Berliner einen herzhaften Entschluß: mit seiner deutschen Pfeife schlägt er dem Pariser den Thonstummel aus dem Munde, daß er in Scherben zu Boden fällt. Die Menge lacht; der Berliner hat durch seine Entschlossenheit die Theilnahme der Umstehenden gewonnen. Der Titi macht einen wüthenden Angriff, der Berliner schlägt ihn mit sparsamen, aber derben Faustschlägen zurück: Jener sucht seinem Gegner ein Bein zu stellen, aber dieser ergreift ihn im Nacken und wirft ihn auf die Trümmer seiner Pfeife. Allgemeines Jauchzen. Der Berliner geht weiter, der Pariser erhebt sich und will ihm folgen, aber ein starker Mensch in langem blauen Rock und mit einem dreieckigen Hute faßt ihn und führt ihn fort. Der Berliner geht unangefochten, siegesstolz weiter. — Das war ein Sieg der deutschen Pfeife über die französische, des Berliner Straßenjungen über den Pariser Titi.

Bald hat sich der Berliner ganz eingewohnt in Paris; er fühlt sich durch nichts überwältigt, denn er hat nach seiner Meinung Alles schon in Berlin und meist in größerem Maßstabe gesehen. Was ist ihm der Cancan? Er hat ihn im

Victoriatheater getanzt. Was ist dem Berliner der cirque olympique von Franconi? Er hat Renz in Berlin gesehen. Der Obelisk de Luxor erscheint ihm nicht viel größer als der Obelisk auf dem Dönhofsplatze; der Triumphbogen des Sterns ist gar nichts gegen das Brandenburger Thor; das Berliner Schloß ist viel großartiger als das Louvre und die Tuilerien; das Museum seiner Vaterstadt herrlicher als das im Louvre, — und was wäre das Bois de Boulogne gegen den Thiergarten, den unübertrefflichen Thiergarten? „Was macht man nicht Alles aus diesem Paris," sagt der Berliner bei sich, „und wie wenig ist doch eigentlich daran!"

Auf dem Pontneuf finden sich viele öffentliche Stiefelputzer, die zu gleicher Zeit ein Schild neben sich haben, mit der Aufschrift: ici on tond les chiens. (Hier werden Hunde geschoren.) Der Berliner, im Anfange mit der Sprache noch nicht recht vertraut, glaubt, dies bedeute: Hier putzt man Stiefel. Er setzt den Fuß auf den Kasten und ruft: „tondez le chien!" (Scheeren Sie den Hund!) Alles lacht, der Berliner fühlt, daß er einen Witz gemacht habe und blickt stolz um sich.

Von Berlin erhielt Karl die Nachricht vom Tode seines Vaters, und, ohne sich darüber sehr zu betrüben, sah er sich nun in den Stand gesetzt, über größere und wirksamere Geldmittel zu verfügen. Er tritt eine Reise nach Constantinopel an.

Wir sehen ihn dort gemüthlich die engen Straßen durchwandern, die Sophienmoschee bewundern, und die hohe Pforte, das Thor, durch welches er bald zu seinem Verderben einging, anstaunen. In der Vorstadt Galata schlürfte er seinen Sorbet und rauchte seinen Tschibuk, womit er seine deutsche Jagdpfeife

vertauscht hatte. Letztere bewahrte er aber dennoch als Siegeswaffe zum Gedächtniß jenes Kampfes mit dem Titi.

Aber in der Hauptstadt des osmanischen Reiches lockte ihn der geheimnißvolle Schleier, den man über die weibliche Schönheit deckt, und die eifersüchtige, blutdrohende Strenge, mit der man sie überwacht. Der Berliner konnte es nicht unterlassen, sich den Harem des Sultans als einen irdischen Zauberpalast zu denken, von einer Auswahl weiblicher Schönheiten aus allen Zonen reichlich bevölkert. Er hielt es nicht für eine Unmöglichkeit, hineinzudringen, und oft schlich er an den Großen Hof des Serails, in dem die Waffen verwahrt werden. — Der Aermste! er dachte nicht an die dreihundert schwarzen und dreihundert weißen Eunuchen, welche zur Wache des Harems dienen, nicht an den Capidschi-Baschi, welcher wie ein grimmiger Höllenhund an der Pforte des zweiten Hofes lagert. — Die Capidschis hatten ihn schon mehrere Male gewaltsam und bedrohlich zurückgewiesen. Er suchte von der Gartenseite anzukommen, zwar ebenfalls vergeblich, aber er behauptete, Weiberstimmen gehört zu haben. — Ging er auf den Markt, wo die Sklavinnen verhandelt wurden, so folgte ihm der Verkäufer mißtrauisch mit den Augen; — die schwarzen häßlichen Gestalten fesselten ihn nicht, und die weißen Schönheiten lagen hinter Gittern, an welche der Berliner nicht herangelassen wurde.

Dies Alles reizte, entflammte, verwirrte ihn. Er brütete über Abenteuern, entzog sich seinen Bekannten und schützte in der letzten Zeit oft Geschäfte vor. Eines Abends rühmte er sich, geheimnißvoll lächelnd, der Aussicht auf einen baldigen glücklichen Erfolg in einem gewagten Liebesabenteuer. Umsonst warnte man ihn, er schlich gegen Nacht davon.

Der Berliner kehrte nicht wieder zu seinen Freunden zurück und es verlauteten die traurigsten Muthmaßungen über sein Verschwinden. Allmälig gab man es auf, dieses unerforschliche Geheimniß ergründen zu wollen, und der junge abenteuerliche Mensch war schier vergessen, als er zur Verwunderung seiner fränkischen Bekannten plötzlich, aber nur vorübergehend, wieder erschien.

Es war bei einem festlichen Aufzuge, welcher vor dem Sultan stattfand. Den Zug beschloffen die Baltagis mit ihren zimmetbraunen, zuckerhutförmigen Mützen. — Wie erstaunte man aber, als man an der Spitze der weißen Harem-Wächter den Berliner, in der Uniform eines Capidschi-Baschi, stattlich voranschreitend, erblickte!

Druck von Gebrüder Grunert in Berlin, Zimmer-Str. 91.

Springer, Robert,

Berlin wird Weltstadt ...

Berlin 1868